Briefe

aus

Italien

während

der Jahre

1801, 1802, 1803, 1804, 1805,

mit

mancherlei Beilagen.

Vierter Band.

Von

P. J. Rehfues,

Bibliothekar Seiner Königlichen Hoheit des

Kronprinzen von Würtemberg.

Zürich, bei H. Gefsner. 1810.

Neapel, den 20. November 1804.

Die Gräber der Städte am Fusse des Vesuvs haben sich gerade zu der Zeit geöfnet, als die Studien der Alterthums-Wissenschaften durch philosophische Bearbeitung ein allgemeineres Interesse zu gewinnen anfiengen. Die Begebenheit war so neu und grofs, dafs sich das Zeitalter, welches so viel Ungeheures gesehen, doch noch nicht ganz von seinem Staunen erholt hat. Sonderbar und einzig ergreift es das Gemüth, wenn man in Pompeji's Trümmern herumwandelt. Eigentlich gedrükt wird es, steigt man hinab unter die gewaltige Lavaschale, welche Herkulanum bedekt, und gelangt an die Stellen, wo das aufgewühlte Grab wieder zugeschüttet werden

mufste, wie das Grab eines Geistes, der keine Rast hat, so lange das Licht des Lebens seine Gebeinreste bescheint. Sie sind wieder zur Ruhe gebracht worden; aber die Stimme des Geistes ist noch zurükgeblieben in den schwarzen Blättern, deren Entwiklung die Aufmerksamkeit von Europa jezt mehr, als jemals, auf sich gezogen hat.

Man weifs, dafs alle diese Handschriften in einem Hause von Herkulanum in zwei verschiedenen Kapseln und Zimmern gefunden wurden. Unglüklicher Weise warf man sie zusammen, ohne auf ihren Zusammenhang zu achten. Doch enthielt die eine Kapsel wahrscheinlich nichts, als Werke über die Philosophie des Epikur, welche zu einer Zeit die herrschende unter den Weltleuten Roms war, und die die Mehrzahl unter den, bis jezt aufgerollten, Schriften ausmachen.

Obgleich von der Glut völlig durchgebrannt, hat man doch die Kunst erfunden,

die Kohlen in Blättern zu entwikeln, und ihren Inhalt für uns zu gewinnen. Nahe an 1800 Handschriften waren gefunden worden. Bekannt ist die Art, sie zu entrollen. In den sechs und vierzig Jahren, welche man ihnen widmete, hatte man nur achtzehn Rollen entwikelt. Die meisten darunter sind Fragmente ohne Sinn. In einem diken Foliobande hat die herkulanische Gesellschaft die Resultate ihrer Bemühungen bekannt zu machen angefangen. Es ward ein Werk über die Musik gedrukt, von dem man bis jezt nur den vierten Theil gefunden zu haben glaubt. Aber die Umständlichkeit und unbehülfliche Weitläufigkeit der italienischen Gelehrten, noch mehr aber, der Drang der Zeitumstände, unterbrachen die Arbeit. Beinahe wäre die Sache auf lange Zeit unterblieben.

Die englische Regierung fieng an, sich für die Sache zu interessiren. Sie benuzte ihren Einfluſs am Neapolitanischen Hofe zur Beför-

derung der Alterthumswissenschaft. Ein sehr gelehrter englischer Geistlicher, Herr Hayter, wurde in Portici angestellt, um die Aufsicht über die Personen zu führen, welche nun in grösserer Anzahl mit den Handschriften beschäftigt sind. Seine Nation — sagt man — zahlt die Kosten. Eilf Personen arbeiten am Aufrollen; zwei haben das Amt, das Entrollte zu kopieren. In der kurzen Zeit von zwei Jahren sind über 140 Handschriften entwikelt worden. Die herkulanische Gesellschaft hat über die Publikation derselben die Aufsicht. Der Erzbischof von Pozzuoli, Monsignor Rosini, welcher für einen der besten Gräcisten im Königreich Neapel gilt — ob mit Recht? wollen einige zweifeln — hat von derselben und der Regierung den ganz besondern Auftrag erhalten, über die Handschriften, wenn sie entrollt sind, zu verfügen. Als Gehülfe ist ihm der sehr gelehrte, würdige Abbate Foti beigegeben.

Die jezige Verfahrungsart ist folgende. Die Rollen werden auf die bekannte Weise entwikelt, und dann sogleich mit der gröfsten Genauigkeit in allen Zügen der Schrift, und allen Umrissen der Blätter kopiert. Diese Kopien werden in Kupfer gestochen mit ihren Lüken. Nebenbei soll der Text mit den Ausfüllungen Hayters, Rosini und Foti, nebst ihren Uebersezungen und Anmerkungen, gedrukt werden. Diese Weitläuftigkeit zieht die Publikation natürlich lange hinaus.

Der Zustand der Handschriften ist nicht der beste. Der Freund des Alterthums darf sich nicht so viel davon versprechen, als er wünschen möchte. Die Zeit hat nicht so sanft auf diesen Blättern geruht — es sind nur Fragmente, die aus der langen Grabesruhe hervorgegangen sind.

Die grosse Weichlichkeit des Materials, welches durch die geringste Erschütterung der Luft, den ungeschikten Griff des Arbeiters,

zerrissen wird, läfst wenig Vollständigkeit erwarten. Es giebt kaum Eine Seite, wo nicht mehrere, grössere und kleinere Lüken sind.

Bei manchen Handschriften ist die Dinte, welche wahrscheinlich aus Vegetabilien bestand, ganz verloschen. Besonders ist diefs bei mehreren lateinischen Handschriften der Fall.

Die meisten Rollen haben weder Anfang noch Ende. Der Name des Verfassers wurde am Ende angeschrieben. Selten also beruht die Bestimmung des Urhebers auf etwas anderm, als der blofsen Konjektur.

Dasselbe Werk ist oft in mehreren Rollen fortgesezt, die man nicht gerade ordentlich zusammen gefunden hat. Es dürfte also wohl noch lange dauren, bis man den Umfang und Werth dieser Handschriften völlig und richtig bestimmt haben könnte.

Aus diesen Punkten dürfte man etwa seine

Ideen über den, zu hoffenden, Gewinn berichtigen. Der Anschein, und der Enthusiasmus der, zunächst damit Beschäftigten mufs niemand verführen. Wenn man sie hört, so kann man nie auf den Gedanken kommen, dafs die ganze Arbeit wohl nichts, als reichlichen Stoff für Konjekturen abgeben dürfte.

Der Inhalt der, bis jezt bekannt gewordenen, Handschriften befriedigt den wahren Freund des Alterthums nicht. Die meisten enthalten ja nur dürftige Beiträge zur Geschichte der Philosophie, Abhandlungen über Rhetorik, Musik, Poesie, und Sekten. Diese waren ehmals, was sie jezt sind. Noch ist kein Werk gefunden worden, in welchem uns eine ächt antike Stimme ertönte, die wir noch nie und nicht besser gehört haben.

Nur wenige lateinische Handschriften sind gefunden worden, und alle waren wegen der schlechten Dinte nicht mehr leserlich. Von

griechischen sind folgende bis jezt so weit gedieben, dafs ihre Publikation blofs noch durch die Mit- und Bei-Arbeit der Gelehrten und Kupferstecher verhindert seyn dürfte.

1. Von Epikur und aus seiner Schule gegen zwanzig Abhandlungen. Die meisten handeln de rebus physicis. Eines enthält eine Widerlegung der stoischen Philosophie. Ein andres etwas über Astronomie. Die übrigen betreffen Gegenstände der Rhetorik und Poesie, und Gedanken über die Atome. Neuerdings ward eine andre Rolle gefunden, welche etwas über die Lebensumstände Epikurs enthalten soll, und diese möchte wohl — wenn es anders so ist — eine der erfreulichsten Entdekungen seyn. Sie wird Herrn Hayter um so mehr zu statten kommen, da er mit einer Biographie dieses Philosophen beschäftigt ist.

2. Von Philodemus, welchem das, bereits von der herkulanischen Gesellschaft bekannt gemachte Werkchen über die Musik zugeschrieben wird, sind eines *περὶ τῆς ὀργῆς* (über den Zorn), und zwei andere, *περὶ θανάτου* (über den Tod), und *περὶ κακιῶν καὶ τῶν ἀντικειμένων ἀρετῶν* (über Tugenden und Laster) entwikelt worden, und bereits für die Publikation gefertiget. Von dem nemlichen Schriftsteller hoft man noch manches andere zu finden.

3. Mit dem Namen des Demetrius Phalereus ist eine Schrift, *πρὸς πολυαῖνον ἀποφάσεις* bezeichnet, welche übrigens leider nur ein Bruchstük von wenigen Linien ausmacht.

4. Ein Werkchen von Kolothis, welcher gegen Plato geschrieben hat.

5. Von Polystratus, *περὶ ἀλογίστου καταφρονήσεως*, del disprezzo irragionevole, wie sie es hier übersezt haben.

6. Ein Buch über die Natur der Götter ist blofs mit den Anfangsbuchstaben eines Namens bezeichnet. Hayter glaubt es von Phädrus, welchen Cicero als seinen Freund und Lehrer rühmt, und behauptet, dafs viele Stellen in des Leztern Werke, de natura Deorum, wörtliche Uebersezungen aus diesem seyen.

Soviel habe ich auf mancherlei Nachfragen an Monsignor Rosini, Abbate Foti, und Hayter erfahren können. Mehreres zu sagen hinderte eine gewisse Zurükhaltung, welche in Sachen des Wissens nicht sehr lobenswerth ist, und dieser Unternehmung bis jezt viel geschadet hat.

Neapel, den 10. *Jenner* 1805.

Schon verschiedene Male bin ich in Pompeji gewesen, ohne Ihnen je eine Nachricht über das, was ich da gesehen, und etwa gedacht habe, mitzutheilen. Allein ich getraute mir bis jezt kaum, Ihnen etwas zu sagen, was Sie nicht in jeder Reisebeschreibung finden können. Man hat hier zu wenig Zeit und Bequemlichkeit, und nicht einmal Erlaubnifs, etwas auf der Stelle aufzuzeichnen. Es ist sogar noch nicht einmal ein Plan von der alten Stadt aufgenommen, wenn Sie sich anders nicht mit dem kleinen Umrifs in dem, so unvollständigen, Prospetto storico-fisico degli Scavi di Ercolano e di Pompei (di Gaetano d'Ancora. Napoli 1804.) begnügen wollen, welchen ich Ihnen hier beilege. Man kann sich daher nicht sogleich in die Ansicht des

Ganzen finden, um das im Museum zu Portici Aufbewahrte wieder an seine Stelle zu denken; denn das mufs man doch thun, wenn man hier Etwas mehr, als nur Ruinen, sehen will.

Gestern habe ich wieder eine Fahrt zu den Trümmern gemacht. Man sprach in Neapel so viel von den neuen Entdekungen, welche die Belohnung der, schon seit mehreren Monaten mit grösserer Thätigkeit fortgesezten, Grabungen sind, dafs meine Neugierde sehr gespannt wurde. Die Königin selbst war auf der Stelle gewesen, und hatte ihre grosse Zufriedenheit bezeugt. Man versichert sogar, dafs sie die Kosten für die Arbeit, welche sie bisher aus ihrer Privatkasse hergegeben, verdoppelt habe, und schmeichelt sich mit den schönsten Hofnungen für die Zukunft; besonders da der alte Aufseher über dieselbe, la Vega, gestorben ist, und der hochverdiente

Ritter Landolina, aus Syrakus, leicht sein Nachfolger werden dürfte *).

Es springt in die Augen, wie planlos man bisher beim Graben zu Werke gegangen ist. Man verwendete die meiste Mühe auf die Strassen der Stadt, welche nur mit Buden und kleinen Häusern umgeben sind, statt bei dem Glanzpunkte derselben fortzufahren, den man längst zu finden das Glük gehabt hatte. Da, wo sich die Tempel, die Theater und ähnliche Gebäude ganz nahe beisammen befinden, müssen wohl die Wohnungen der ersten Bürger der Stadt gestanden haben, und da wäre auch wohl die meiste Hofnung, für Kunst und Literatur wichtige Entdekungen zu machen. So fährt man aber jezt noch fort, beim Eingang in die Strassen zu graben, und wenn man etwas Merkwürdiges gefunden

*) Dieses ist nicht geschehen. La Vega'n folgte sein Bruder in dieser Stelle.

hat, so ist es nur dem Glüke zuzuschreiben, welches über diese alte Stadt erst dann zu wachen anzufangen schien, als es sie zerstört hatte.

Man ist hier auf eine, ziemlich grosse, Wohnung gestossen, welche an der Strasse steht. Noch ist sie nicht ganz ausgegraben; aber man erkennt doch schon den Plan des ganzen Gebäudes, welcher sich von den verschiedenen andern, längst gefundenen, nicht unterscheidet. Das Haus ist ein Quadrat, mit einem Hofe von gleicher Form in der Mitte. Auf denselben öfnen sich die, meist kleinen, Zimmer, welche sonst kein Licht haben, und nur selten in Verbindung mit einander sind. In der Mitte des Hofs ist eine vierekigte, einen halben Fufs tiefe, marmorne Wanne in dem Boden, welche einen Abführungskanal hat. Auf dieser Wanne stand ein, ungefähr vier Fufs langes, gleichfalls marmornes, Beken, von länglichter Quadratform, das sich

in einem halben Zirkelbauch rnndet, und auf zween Füssen ruht. Ueber dasselbe waren zwo bronzene Figuren gestellt; ein Jüngling, welcher einen, eben fallenden, Hirsch erhascht, aus dessen Munde das Wasser sich ergiefst. Beide sind bereits weggenommen, und nach Neapel gebracht. Ich selbst sah sie noch nicht, habe aber die Arbeit daran sehr loben hören.

Eben so wichtige Entdekungen sind einige Gemälde auf den Mauren verschiedener Zimmer. Eins, das die ganze Wand eines, ziemlich ansehnlichen, Saals einnimmt, ist noch nicht ganz ausserhalb der Erde. Doch sieht man bereits seine Hauptfigur. Es ist der Jäger, Actäon, wie er von seinen Hunden zerfleischt wird, und enthält wahrscheinlich noch die keusche Göttin mit ihrem Gefolge, was sich aus einem Frauenzimmer-Arme schliessen läfst. Es ist ganz vorzüglich gut erhalten. Die Farben sind, wie überhaupt,

noch sehr frisch; aber die Darstellung scheint mir von mittelmäfsigem Werthe. Der neugierige Jäger ist nakt, und von ganz brauner Hautfarbe. Unter seiner Stirne erhebt sich schon ein kleines Hirschgeweihe, und an den Schenkeln hängen ihm bereits zween seiner Hunde, deren er sich vergebens mit dem, in Wuth geschwungenen, Prügel erwehrt. Verzweiflung ist in seinem Gesichte ausgedrükt, seine ganze Stellung gut gedacht, sein Körper nicht übel, und vielleicht nur zu mager, gezeichnet. Er ist unter Lebensgrösse, und das übrige im Verhältnifs zu ihm, dargestellt.

An der Wand, welche diesen Saal von einem kleinen Zimmerchen trennt, befinden sich einige Figuren als Ornamente, und eine weibliche, namentlich mit einem Körbchen auf dem Haupte, ist als Karyatide angebracht. Dieses Zimmerchen ist bis jezt wohl das merkwürdigste. Ein Fenster aus demselben

öfnet sich in den grössern Saal mit dem Gemälde von Actäon. Es ist mit verschiedenen kleinen Figuren ausgeziert, enthält aber an der Wand, die dem Eingang gegenüber ist, ein kleines Gemälde, welches leicht das schönste seyn dürfte, was überhaupt gefunden ist. Es enthält zwo grössere Hauptpersonen, und eben so viele Nebenpersonen. Die ersteren sind ein nakter Held, nur mit einem Gewand über den Schoofs, vertraulich neben einer, eben so dürftig bekleideten, Frau sizend. Alles ist ausserordentlich zart gedacht, und spricht sich sogleich deutlich für den Heroen aus, welcher im Arm der Liebe von seinen Thaten ausruht. Er hat seine Waffen weggeworfen. Sie sind schon das Spiel von zween Liebesgöttern geworden, deren einer den schweren Schild von der Erde gehoben hat, und ihn, wie ein Rad, fortschieben möchte. Dem andern ist der Helm zu Theil geworden, welchen er sich aufzu-

sezen sucht, und der gerade grofs genug ist, die ganze, kleine Person zu fassen. Er ist in lieblichen Verkürzungen von hinten anzusehen; von vorne hingegen zeigt sich sein Brüderchen, und zwischen ihnen inne sizen die beiden grösseren Figuren.

Das Gemälde hält nur zween Fufs Höhe, und etwa drei in der Breite. Aber es ist mit einer Bestimmtheit ausgeführt, wie kein andres unter den, noch im Museum zu Portici befindlichen *). Dem schönen, leichten Gedanken entspricht die flüchtige Zeichnung mit vollkommener Treue. Die Farben sind mit weit mehr Geschmak gewählt, als man sonst in den alten Gemälden bemerkt, und es ist dadurch eine grosse Wärme in das

*) Ueber die schönsten derselben, welche seit ihrer Wanderung nach Palermo nicht mehr sichtbar geworden sind, kann ich nicht urtheilen, da ich die Originale nicht gesehen habe.

Ganze gekommen. Ganz vorzüglich schön sind die Gewänder, und namentlich das, was die Beine der Frau umschwebt. Es ist transparent, und von einer Feinheit und Anspruchslosigkeit des Faltenwurfs, welche man vielleicht nur in den schönsten Werken des griechischen Meissels finden dürfte.

Verschiedene andre Zimmerchen enthalten kleinere, fantastische Malereien, meist mit vieler Leichtigkeit gezeichnet. Zwei Schweine, zum Beispiel, die einen Früchtekorb angrunzen, welchen ein Hahn bewacht, und dergleichen. Beinahe alle sind im chinesischen Geschmake entworfen, dem man in diesen alten Mauren mit Erstaunen begegnet. Solche magere Säulenpfähle, auf denen ein Dach ruht, welches vom Wind hergeblasen scheint, mit Blumen umwunden, und mit abentheuerlichen Figuren besezt — diese flüchtigen Spiele einer wollüstigen Fantasie waren also auch schon von den Römern gekannt und

geliebt. Wenn sie sie nicht daher erhalten haben, von wannen sie zu uns gekommen sind, so würde es ein Beweis weiter seyn, wie die ganze Kunstgeschichte sich überall ähnlich sieht, und schon in dem armseligen Umrisse liegt, welchen jener griechische Jüngling um den Schatten seiner Geliebten gezogen hat. Es würde also auch in der sinkenden Kunst immer dieselbe Epoche statt finden müssen, auf welche die Poesie beinah aller Nationen gekommen ist; die Zeit, wo im Abentheuerlichen und Künstlichen Wahrheit und Natur untergehen *).

*) Schon Vitruv klagt über den ausgearteten Geschmak seiner Zeit in den Verzierungen. Ganz hieher pafst seine Stelle: (Buch 8. Cap. 5.) „Sed hæc, quæ a veteribus ex veris rebus exempla sumebantur, nunc iniquis moribus improbantur. Nam pinguntur tectoriis monstra potius, quam ex rebus finitis imagines certæ. Pro columnis enim statuuntur calami, pro fastigiis harpinetuli striati cum crispis

In allen diesen, neu ausgegrabenen, Malereien erkennt sich der sonderbare Farbengeschmak der Alten, durch den man versucht würde, ihnen allen Sinn für dieselben geradezu abzusprechen, wenn man auch nicht wüfste, dafs die schönsten Basreliefs von Phidias, in den Tempeln von Athen, bemalt waren. Wer hat das nicht schon gedacht, wenn er in den Tempeln und Arkaden dieser Stadt die eine Säule mit hochrother, die andern mit grüner, gelber und blauer Farbe übermalt sah?

foliis et volutis. Item, candelabra ædicularum sustinentia figuras supra fastigia earum surgentes ex radicibus cum volutis coliculi teneri plures habentes in se sine ratione sedentia sigilla, non minus etiam ex coliculis flores dimidiata habentes ex se exeuntia sigilla, alia humanis, alia bestiarum capitibus similia. Hæc autem nec sunt, nec fieri possunt, nec fuerunt. Ergo ita novi mores coëgerunt, ut inertia mali judices conniveant artium virtutes."

Noch auffallender wird es hier, wo man einige Säulen aufgegraben hat, welche mit brennendem Dunkelroth übertüncht sind, und oben ein weisses, marmornes Kapitäl tragen. Am auffallendsten aber ist es in einigen andern Theilen dieses neu entdekten Hauses, wo die Mauer in Quadrate eingetheilt ist, welche alle mit den verschiedensten und schreiendsten Farben bemalt sind, und davon einzelne sogar, wie eine Pallete, alle mögliche Farben enthalten. Gerade, als ob sie nichts davon gewufst hätten, eine durch die andre zu mildern, entsteht eine so grosse Armuth auf ihrer Pallete, als auf ihrer Leier, welche uns die Wunder ihrer Malerei nicht weniger unglaublich machen, als die von ihrer Musik.

Wir sind so von Jugend auf an die Abgötterei gewöhnt, welche wir mit den Alten treiben. In unserm frommen Wahne denken wir sie uns immer als die Vollendetsten in

der Kunst, wie im Leben, ohne uns in unserer Bescheidenheit einfallen zn lassen, dafs Cicero, wenn er wieder aufstände, doch noch manches andre zu bewundern haben möchte, ausser unsern Taschenuhren, Pistolen und Buchdrukerpressen. Es würde eine weitläuftige Arbeit seyn, die merkwürdige Parallele zu ziehen zwischen der alten und neuen Zeit, besonders wenn man sie auch noch auf das höhere Leben des Staatsmannes und des Kriegers ausdehnen wollte. Hier, unter diesen Trümmern spricht mich keine Erinnerung an grosse Thaten an; wenn ich hinaufsteige die Leiter der Jahrhunderte, so komme ich an unter den Säulen dieser alten Stadt, wo die Bürger im süssen Nichtsthun vom Krieg mit den Parthern sprechen, oder im innern Hofraume eines Hauses, wo die Familie versammelt ist. Da sizen sie unter den Hallen, welche den Brunnen in der Mitte umlaufen, die stille Matrone mit ihren Töchtern und

Söhnlein. Am Wasser stehen die Sklavinnen, gerade mit Waschen beschäftigt, und vielleicht ein Liedchen von Horaz trillernd. Kein Besuch kommt wohl hieher, ausser, wenn ein wandernder Gastfreund anlangt. Die Männer sehen sich an den öffentlichen Orten; die Frauen dieses Standes sind nicht mit Anbetern umgeben; den Töchtern hält kein schmachtender Liebhaber den Spinnroken. Sie können nicht am Fenster sizen, die Vorübergehenden zu sehen, und von ihnen gesehen zu werden; denn keines geht ja auf die Strasse. Wenn sie etwas sehen wollen, so müssen sie unter die Hausthüre sizen, und das wird nicht schiklich seyn. Sie müssen sich trösten aufs Theater, auf das Opfer im Tempel, wo es ihnen allein vergönnt ist, sich öffentlich zu zeigen.

Wenn Sie ins Haus kommen, steigen Sie nicht erst eine prächtige Treppe hinauf, gehen Sie nicht durch mehrere, mit seidenen

Stoffen ausgeschlagene, Zimmer, in welchen Gemälde in goldenen Rahmen prangen. Sie treten durch die Hausthüre gleich in den Hofraum, wo die Familie ist; denn in den Zimmern können Sie sich nicht wohl aufhalten; sie sind viel zu klein, und immer von bestimmtem Gebrauche. Hier, wie das Wetter auch immer sey, lassen Sie sich nieder, und Sie werden es sich nicht einfallen lassen, auch in die Zimmer hineinzugehen, wenn Sie anders kein Verbrechen herausbegleiten soll.

Ich überlasse es Ihnen selbst die Vergleichung anzustellen. Nehmen Sie eine Wohnung aus dem Mittelstande, und betrachten Sie sie in Hinsicht auf die eines alten Römers — da werden Sie bald den grossen Abstand finden, zwischen uns und den Alten. Und legen Sie den Maafsstab noch höher an, und messen den königlichen Pallast in Kaserta mit Nero's goldnem Hause, so brauchen

Sie sich nicht einmal zu erinnern, dafs das eine die Wohnung eines Weltherrschers, der andre eines Königs über einen kleinen Theil von Italien ist, um sich sogleich für die Neuern zu entscheiden.

Ist irgendwo Veranlassung und gute Gelegenheit, den Streit zwischen den Alten und Neuen, wenigstens in einzelnen Fächern, zu entscheiden, so ist es hier und in der Sammlung zu Portici. Und wenn irgend einer unsrer Vorzüge vor ihnen keinem Zweifel unterworfen ist, so findet diefs bei der Vergleichung der Landschaftsmalerei aus der alten und der neuen Zeit statt. Bewiese diefs auch nicht der Augenschein in ihren noch übrigen Werken, und ihr Mangel an demjenigen, was die Landschaftsmalerei nicht entbehren kann, an Kenntnifs und Behandlung der Farben, so gäbe uns schon die Ansicht, welche die Alten von diesem Zweige der Kunst hatten, ein Recht, zum Vortheil der Neuern zu

entscheiden. Erst unter Augustus kam die Sitte auf, die Zimmer mit Landschaften, Abbildungen von Seehäfen, Wäldern u. dergl. auszuzieren *), und Vitruv beklagt sich darüber, dafs vor diesen Zeiten der Inhalt der Gemälde an den Wänden der Wohnungen lehrreich gewesen, weil er aus der Geschichte der Götter und Helden genommen worden. Wenn um diese Zeit noch Römer so urtheilten, wie müssen diefs erst die Griechen angesehen haben? Lucian macht sich in mehreren Stellen über diese leeren Gemälde, wie er sie nennt, lustig, weil sie ihm nichts, als Städte und Berge, und keine Menschen in merkwürdiger, lehrreicher Handlung zeigten; und ähnlicher Stellen dürfte man wohl noch mehrere finden, wenn diese nicht schon hinlänglich die Ansicht der Alten von Landschaftsmalerei bezeichneten.

*) Plin. hist. nat. III. c. 37.

Merkwürdig ist daher die Frage, warum die Griechen, welche für alles Schöne einen so feinen Sinn und so tiefe Empfänglichkeit hatten, einen Zweig der Kunst vernachlässigen konnten, welcher vielleicht den ruhigsten und wohlthuendsten Genufs gewährt, und dennoch einer ächt historischen Behandlung fähig ist? Mir scheint, dieses Volk war zu lebhaft, zu wizig, zu verständig, und ermangelte ganz jener Gemüthsstimmung, welche in Empfindelei ausartet. Vielleicht böte hier die Vergleichung des Idylls der Neuern und der Alten den Aufschlufs an: ersteres einem Landschaftsgemälde, lezteres einem historischen ähnlicher. Denn, gleich wie unsere Dichter bei der Darstellung des frohen Hirtenlebens auch unschuldigerer Menschennaturen und der Reize eines stillen, von der Welt abgetrennten, Hirtenlandes bedürfen, wo sie nie ermangeln, mit den schönsten Farben den Schauplaz auszumalen, so genügte

den Alten für ihr Idyll der Geist eines fröhlichen, zwar harmlosen, aber darum nicht mehr unschuldigen, Hirtengeschlechts, dem alle Empfindsamkeit gänzlich fremd ist. Der Mensch, und in diesem der Gott, war den Griechen alles, weil in lezterem der erste kühn emporstieg. Der Anfang aller Landschaftsmalerei ist in der historischen, und nur nach und nach erzeugt sich das Bedürfnifs, den Schauplaz der Scene auszumalen. Aber wie vermochte der griechische Künstler dem Dichter auf den Ida, nach Paphos, und in die Urwelt zu folgen, wo die Götter noch unter den Menschen wandelten? Wenn Aphrodite zum erstenmal die entzükte Welt betritt, unter den Füssen der neugebohrnen Göttin die Erde zum erstenmal sich in einen Schmuk kleidet, den sie nie gekannt hatte, da vermochte der Maler dem Dichter eben so wenig nachzugehen, als heutzutag; der Kontrast zwischen dem höhern Wesen und der

niedrigern Erde mufste ihnen zu unangenehm werden, wenn ihn nicht die eigene Phantasie ausgleichen durfte.

„Was einmal seyn mufs, mufs vortreflich seyn!" sagt Euripides, und der Grieche konnte nicht auf halbem Wege stehen bleiben. Seine Kunst mufste sich über die Natur erheben können; aber die Landschaftsmalerei hat alles gethan, wenn sie diese nur erreicht hat.

Ueberhaupt war die Kunst der Griechen zu schnell fortgeschritten, als dafs nicht manche untergeordnete Theile des Materials zurükbleiben mufsten, wie z. B. die Farben. Die Vervollkommnung der leztern sezt eine Menge von anderweitigen Kenntnissen voraus, und mancher Maler wird Ihnen sagen, dafs gar keine Landschaftsmalerei ohne den Ultramarin möglich ist. Wie kann sie überdiefs ohne Perspektive bestehen? — Und, was man auch sagen mag, diese war ihnen zwar nicht unbekannt, aber sie waren immer sehr ungeübt

in derselben. Die Landschaftsmalerei blieb ihnen nur Nebensache; und als sie Hauptsache wurde, war die Kunst schon zu tief gesunken, als dafs sie es vermocht hätte, diesen einzelnen Zweig zu einer Vollkommenheit zu erheben, der auch der Spötter Lucian seine Ehrfurcht nicht hätte versagen dürfen.

Verzeihen Sie mir diese Abschweifung; aber es ist erfreulich, die Alten zuweilen übertroffen zu haben. Und nirgends ist wohl mehr Ermunterung zu dieser Freude, als in Pompeji und Herkulanum, wo die Vergleichung allein angestellt werden kann. Zwar weifs ich wohl, was für die Sache der Alten gesagt worden ist, dafs man nach den Kunstwerken einer kleinen Provinzialstadt Italiens nicht über die von Athen urtheilen dürfe; aber, ich frage Sie, wenn die historische Malerei in einer solchen Provinzialstadt in manchen Rüksichten den höchsten Foderungen

genügt, darf man diese nicht auch in der Landschaftsmalerei hinaufstimmen? — Und da ist es doch in die Augen springend, dafs die leztere sich zu der erstern bei den Alten nicht so verhält, wie bei den Neuern.

Neapel, den 20. April 1805.

Es giebt wohl nicht leicht einen merkwürdigern Flek auf dieser Erde, als der Weg von Neapel nach Salerno ist. Hast du dich aus dem gewaltsamen Treiben des Menschengewühls von Neapel herausgearbeitet, so empfängt dich der, etwas ruhigere, Meeresstrand, und begleitet dich an den Fufs des Vesuvs, in welchem sich andre, mächtigere Kräfte bewegen, als die der Menschen sind. Du durchwanderst die Dörfer, welche sorglos an seinem Fusse liegen, und gelangst nach einiger Zeit in das Freie, wo du auf der einen Seite den Anblik eines grossen Lavastroms hast, auf der andern in den kleinen Meerbusen von Castellamare hinunterblikend, gerade vor dir die reizendsten, gesegnetsten Felder siehst. Und wenn du eben über der hohen Fruchtbarkeit des Landes den furchtbaren Grund derselben vergessen hast, so

fallen dir die Trümmer von Pompeji ins Auge, und deken die ganze Jammergeschichte dieser Gegenden wieder vor dir auf.

Ich habe sie so oft gesehen, dafs es mich diefsmal nicht verführte, bei ihnen abzusteigen. Lieber fuhr ich weiter in den segensvollen Gegenden vorwärts, um mich der schönsten Natur zu erfreuen. Sie hat hier ihr reichstes Füllhorn ausgeleert, und man erkennt, was in diesen Südländern so selten ist, ihre Güte auch in den fröhlichern Gesichtern von den Bewohnern der kleinen Dörfer, durch welche der Weg führt. Erst Torre del Greco, dann Torre dell' Anunziata, und zulezt Torre antico, bei dem ich am liebsten weilte. Ich sezte mich so gerne auf die Brüke, durch welche der klarste Bach hinunterfliefst, sich unten im lieblichen Grün vertheilt, wo die Kalkbrennereien sind, und die Kinder sich baden. Neben an steht ein alter romantischer Thurm, der dem Orte

wohl den Namen gegeben hat, und an die Zeiten erinnert, da Italiens Küsten, unaufhörlich von Einfällen der Barbaren bedroht, sich rings mit Wachtthürmen umschirmten. Daher scheint der Name so vieler Orte, die mit Torre beginnen, entsprossen; daher wohl, und aus den andern Vortheilen, die die Nähe des Meers dem Fleisse und der Betriebsamkeit eröfnet, überhaupt das Eigene dieser Ufergegend, welche, der völkerreichen Hauptstadt ungeachtet, auch die ferneren Bewohner um die Schuzthürme versammelte, und eine, beinahe an einander hängende Kette von Dörfern bildete.

Hier beugt sich der Weg in das Land hinein, und das Meer verschwindet hinter den Gebirgen, welche sich von Sorrento herziehen, und bei Castellamare enden. Er wird auch hier breiter und schöner. Auf beiden Seiten ist er mit hohen Pappeln umgeben, an denen sich die Reben kühn hinaufschlingen,

und oft die vortreflich angebauten Felder, und die ferneren Dörfer und Landhäuser verbergen.

Am Wege steht eine Kirche der Madonna della Scavata, in welcher eine Quelle ist, die nur an Einem bestimmten Tage des Jahrs fliefst. Krüppel, und Lahme und Aussäzige aller Art finden sich dann ein, sich in dem wunderbaren Wasser zu baden; Gesunde kommen, um da zu beten und zu schmausen, und der, sonst einsame, Altar ist alsdanu mit einer grossen Menge von Gläubigen umgeben.

Bei Pagano, und weiterhin bei Nocera de' Pagani, wird das Thal immer enger. Die Hügel ziehen sich näher zusammen, und verleihen der Landschaft eine neue Ansicht. Sie sind meist von runder Form, beinahe bis an ihre Spize angebaut, welche immer mit den Trümmern eines alten Kastells, öfters mit einem Kloster gekrönt ist. Ziemlich steil

sind die Berge auf der Seeseite, und meist ohne Anbau.

Von Nocera de' Pagani geht der Weg langsam in die Höhe. Die Umgebungen werden immer schöner, je weiter er sich erhebt, und erreichen zwischen la Cava und Vietri einen Grad von Reiz, den man vielleicht nur hier finden.

Es ist ein kleiner Flek im Grunde, den die Natur so herrlich ausgemalt hat; aber er ist ungemein reich, und mannigfaltig geschmükt. Ein Hügel reiht sich hier an den andern, und neben jedem ruht ein kleines liebliches Thal, durch welches eine Quelle herunterrieselt. Ueberall stehen reizende Landhäuser, und weisse Klöster; über alle ragen lange, Säulen ähnliche, Thürme heraus, welche zahllose Tauben beherbergen, die in diesem Thal, als auf der Insel der Venus, am allerliebsten zu wohnen scheinen. Die vielen schönen Wasserfälle, die diken Haine, welche in den

Gründen stehn, stören die hohe Ruhe der Gegend nicht; sie kommt dem Gedanken freundlich entgegen, dafs sich hier eine Kolonie guter Menschen niedergelassen habe, welche dem Lärm der übrigen Welt entfliehen wollten. Den Künsten des Friedens ist ihr Leben geweiht. Den fruchtbaren Boden in jeder seiner guten Eigenschaften zu nüzen, Leinwand zu weben und zu bleichen, Papier zu machen — das ist ihr Geschäft. Es hat ihnen auch zu einem hohen Wohlstand verholfen, der so sehr gegen die, ziemlich nahen, Thäler absticht, und sich in den freundlichen Häusern selbst erkennt, welchen man begegnet. Das schöne reiche Benediktinerkloster von la Cava stört den Wandrer nicht, wie es sonst die Wohnungen der Müssiggänger thun; denn der Arbeit und den Wissenschaften denkt man sich so gern das Leben der Mönche dieses Ordens geweiht, selbst die vielen Kirchen machen keinen

unangenehmen Eindruk — Eine, die dem Tempel der Venus gleicht, ist sogar fast einzig mit Tauben verziert.

Einen ganz andern Karakter gewinnt die Gegend, wenn man ihre höchste Höhe erreicht hat. Hinter dir liegt das Thal von la Cava: vor dir aber unten in der Tiefe steht die ungeheure Trinkschale der Natur, das Meer. Auf der einen Seite ist es durch mehrere Vorgebirge begrenzt, auf der andern liegt Salerno, und dehnt sich eine unübersehbare Ufer-Ebene hin, welche sich für das Auge endlich mit dem Himmel und der Erde vermischt.

In Salerno erkennt man nur wenige Spuren noch von seinem alten Ruhme. Es ist nicht mehr der Siz der Wissenschaften, wie ehmals. Nur zur Zeit seiner beiden Messen gewinnt es eine schnell vorübergehende Lebhaftigkeit; und selbst der wohlhabende Kaufmann, der die Stadt um diese Zeit besucht,

wohnt in dem nahen Vietri auf dem Berge, und kehrt jeden Abend, wenn seine Geschäfte geendigt sind, aus Furcht vor der schlimmen Luft wieder dahin zurük.

Merkwürdig ist das Domgebäude, und häufig noch die Zeiten der Sarazenenherrschaft über einige italienische Ufer verrathend. Die Säulenhalle vor dieser Kirche spricht den Geschmak dieses Volks aus, und eben so deutlich erkennt er sich in einigen alten Grabmälern. Mit grösserem Wohlgefallen verweilt man aber bei mehreren antiken Sarkophagen, welche sich in demselben Gebäude befinden. Einige darunter sind von vorzüglich schöner Arbeit, und vielleicht auch durch die seltenere Wahl der, in ihren Basreliefs vorgestellten, Gegenstände merkwürdig. Sie sind zum zweitenmal zum Dienste der Todten gebraucht, und auf einem vermischt sich auf eine sonderbare Weise die alte Zeit mit der neuen. Die erhabene Arbeit

an demselben stellt den Raub der Sabinerinnen dar; auf dem Dekel ruht ein geharnischter Ritter, dessen Pflicht es war, Frauen zu schüzen gegen jeden Anfall des Muthwillens. Er rührt sich nicht oben, wenn sie gleich unten schon Jahrtausende hindurch die furchtsamen Mädchen hinwegschleppen. Mit Vergnügen sah ich ein schönes Gemälde, welches über einem der lezten Altäre steht, rechts, wenn man hineintritt. Ich kenne den Meister nicht, aber es gab mir einen schönen Genufs.

Einige Theile der Stadt scheinen ganz für die Zeit der Messe gebaut. Es sind eine Menge Buden, welche während derselben vermiethet werden. Obgleich der Handel der Stadt gewöhnlich nur höchst unbedeutend ist, so herrscht doch eine gewisse merkantilische Thätigkeit, welche in Italien selten ist, in dieser Gegend. Die Bewohner eines Orts in den benachbarten Gebirgen, Namens Passidania, zeichnen sich durch ihre Betrieb-

samkeit im Kleinhandel ausserordentlich aus. Sie haben durch ganz Kalabrien eine Handelsgesellschaft gebildet, welche manchmal grössere Spekulationen mit den Landesprodukten unternimmt, hauptsächlich aber sich mit dem Absaz im Kleinen von den Artikeln beschäftigt, welche sie im Auslande, und namentlich in Livorno, und während der Messe in Salerno selbst, aufkaufen. Die meisten Glieder der Gesellschaft durchwandern das Land zu Fufs, und haben häufig ihren ganzen Kram auf dem Rüken. Ihr Name, so wie ihre Geschäfte, erinnern an die alten Bewohner von Pästum (ehmals Possidonia), welche sieh auch blofs durch den Handel und Industrie Reichthümer erworben hatten.

Der Weg von Salerno nach Pästum führt im Anfang zwischen Gärten hindurch an des Meeres Ufer, welches eine Zeitlang schön bekränzt ist durch die nahen, angebauten

Hügel. Sie machen aber später den unfruchtbaren Felsen Plaz, worin sich viele künstliche und natürliche Höhlen befinden, und entschädigen nur durch die Aussicht auf das lange Thal von Eboli, welches sich an der See hinschlingt, eingeschlossen durch ferne Berge.

Schön gelegen ist das Städtchen Eboli, mit welchem das Thal beginnt, auf einer Anhöhe, und scheidet hier die Strasse nach dem Ufer und in das Innere von Kalabrien. Nahe dabei ist die Gegend treflich angebaut, und sind die Wege vorzüglich gut, bis in die Gegend von Persano. Diefs ist ein Jagdschlofs des Königs, das eine ganz vorzügliche Lage hat, in Rüksicht auf Schönheit der Natur, und den Geschmak des Monarchen, welcher es häufig besucht. Ganz frei ruht es auf einem Hügel, beinahe auf allen Seiten vom Flusse umströmt, und an seinen Ufern nur niedriges Gehölz, welches von

Wild aller Art wimmelt. Hier verliert sich der Anbau des Landes mit dem guten Wege. Dieser windet sich beschwerlich durch Moräste, jenes nährt beinahe nur Dornen, Disteln und wildes Kraut. Heerden von mehreren 100 Büffeln weiden in dem niedrigen Grase, und haben in der, fast unumschränkten, Freiheit, welche sie hier geniessen, eine Gutmüthigkeit und Zahmheit, über die man sich wundern mufs. Ein einziger Hirtenknabe leitet die gröste Heerde, und jedes einzelne Thier folgt ihm auf den Ruf seines Namens, deren jedes seinen eigenen hat. Bringt man aber einmal eines dieser Thiere nach Neapel, so wird es durch die Menge ungewohnter Gegenstände, durch das grosse Treiben und Lärmen der geräuschvollen Stadt in eine Wildheit versezt, welche man in dieser Wildnifs nicht kennt, und die eine gute Anzahl starker Männer nur zu bändigen vermag. Bekanntlich ist das Fleisch der Büffel nicht

sehr genieſsbar. Besser ist die Milch, und viel des Käses, welcher daraus verfertigt wird.

Das alte Pästum lag in einer schönen Ebene, die auf der einen Seite durch liebliche Hügel, auf der andern durch den Meeressaum begrenzt ist. Der Hafen war wohl etwas ferne von der Stadt; denn heutzutage noch erkennt man die Trümmer der Mauren auf jener Seite. Es ist kein Zweifel, daſs da, wo Sümpfe und Heideland ist, ehmals reizende Villen und stolze Gärten standen; denn wo sich heutzutage noch die stolzen Tempelruinen erheben, da ist ja auch beinah jede Spur von Menschenwohnungen hinweggewischt.

Ich kam zu einer, für diese Trümmer merkwürdigen, Periode nach Pästum. Es wurde gerade auf Befehl des Königs in der Gegend der Tempel gegraben, und diese selbst zum Theil von Unkraut und Schutt gereinigt, zum Theil restaurirt. Das leztere Glük ver-

diente besonders der mittlere und gröste Tempel, an welchem der Blizstrahl eine der Hauptsäulen, die den Fronton tragen, der Zerstörung nahe gebracht hatte. Die Reinigung kommt dem Reisenden sehr zu statten, den das viele Unkraut bei seinen Forschungen besonders der, in diesen Gegenden nicht unbedeutenden, Gefahr aussezte, von Vipern gebissen zu werden. Merkwürdige Aufschlüsse über die Stadt werden die fortgesezten Grabungen in derselben geben, welche bereits mit glüklichen Resultaten begonnen haben. Einige alte Wasserleitungen sind von geringer Bedeutung; wichtiger sind mehrere Gräber, die man geöfnet hat, und deren vielen man noch auf der Spur ist. Viele alte Vasen im etrurischen Geschmak, mancherlei antikes Geräthe, Rüstungen und dergleichen sind die Ausbeute dieser Bemühungen. In dem Schiffe des ersten Tempels selbst, desjenigen, der, dem Styl der Architektur nach zu urtheilen,

der jüngste ist, hat man mehrere Gräber geöfnet, von denen einige aber, wie ich aus den darin gefundenen Panzern schliesse, aus neuerer Zeit sind. In dem, den Tempeln zunächst gelegenen, Hause ist bereits ein kleines Museo Pestano angefangen, das sich beträchtlich vermehren dürfte, wenn mit gleichem Eifer die Grabungen fortgetrieben, und die Hofnungen zur Fortsezung der Strasse bis hieher erfüllt würden, zu denen das Interesse berechtigt, welches die neapolitanische Regierung seit einiger Zeit an diesen Trümmern genommen hat.

Rom, den 19. *Mai* 1805.

Pius VII. nahm die wohlwollendsten Besorgnisse seines Volks mit sich auf die Reise. Der grosse Haufen glaubte nicht an seine Zurükkunft, und sah mit Mitleid und Traurigkeit seinem Zug nach, als er sich mit thränenden Augen beim Ponte molle von ihm verabschiedete. Diese Empfindungen giengen bei dem lebhaften Volke natürlich schnell vorüber, und man fieng an, die Veranlassung zu seiner Reise zu untersuchen, und die Gründe abzuwägen, die ihn dazu bestimmt hatten. Sie waren natürlich bald gefunden in der gegenwärtigen Abhängigkeit Italiens von Frankreich; aber die Römer, welche so gerne über der Vergangenheit die Gegenwart vergessen, konnten es nicht ganz begreifen, warum der heilige Vater gehorchen sollte, da er, ihrer Meinung nach, nur befehlen mufste. Es sank darum in ihren Augen sein

Werth unendlich herab, und, als sie vollends sahen, dafs die Sachen in Rom giengen, wie vorher; sich keine dringende Veranlassung zum Wunsche nach seiner Rükkehr zeigte; sich verschiedene Gerüchte über die Rolle verbreiteten, welche er in Paris spielte, da konnte sich der satyrische Geist nicht mehr zügeln; er ergieng sich in bittern Satyren über den heiligen Reisenden und das Geschäft seiner Reise.

Ein sehr starkes Pasquill über die Pariser Krönung endigt mit den Worten:

Il sesto Pio, per conservar la fède
Abbandonò da Martire la sede;
Con atto vile a conservar la sede
Abbandonò Pio settimo la fede *).

*) „Pius, der Sechste, verliefs als Märtyrer seinen Thron, um den Glauben zu erhalten; um seinen Thron sich zu erhalten, verliefs der siebente Pius auf eine niederträchtige Weise den Glauben.“

Es bedarf keines Commentars, um zu zeigen, wie weit der Vorwurf gerecht sey, welcher Pius VII. gemacht wurde. Die Stimmung, die die Verse ausdrüken, scheint übrigens ziemlich allgemein gewesen zu seyn, und zeigte sich auffallend genug bei seiner Ankunft.

Viene il successor di San Pietro

Con una mani davanti, coll' altra da dietro,

spottete eine Pasquinade noch wenige Tage, eh' er in Rom eintraf.

Zwar hatte der Kardinal-Staatssekretär, Gonsalvi, alle möglichen Anstalten zum prachtvollen Empfange des frommen Reisenden gemacht. Das Volk hatte sich, troz des schlechten Wetters, ihm überall entgegen gedrängt; aber es war deutlich zu sehen, dafs nur das Eigene des Spiels die schaulustigen Quiriten herbei gezogen. Als er an Ponte molle kam, stimmte zwar das versammelte Volk durch Vivatrufen in die Komplimente der Kardinäle und Gesandten, und es

mag leicht wahr seyn, dafs es mehr dabei fühlte, als diese, und jene; aber, als er dort die Kleider gewechselt, und seinen gewöhnlichen Staatswagen bestiegen hatte, der Zug sich langsam gegen das Thor del popolo, und durch dieses den Corso hinauf bewegte, erkannte man die innige Theilnahme des Volks nicht mehr, welche es bei seiner Abreise gezeigt hatte, und doch durfte man vermuthen, dafs die leicht beweglichen Gemüther sich eben so gut in Freudenthränen auflösen würden, als sie sich damals in Zähren der Wehmuth ergossen hatten. Denn am Ende mufs es der billige Richter denn doch gestehen, dafs Pius VII. ein redlicher, wirklich frommer, wahrhaft für das Wohl seines Volks und seiner Kirche besorgter, Pabst ist. Es hat wohl seit Jahrhunderten kein Priester auf St. Peters Stuhl gesessen, welcher so wenig an sich und seine Familie gedacht, troz der Noth der Zeiten so viel

für seinen Staat gethan, so wenig für Liebhabereien und eitle Prunksucht verschwendet hat. In seinem Privatleben ist kein Fleken, nichts als Frömmigkeit und Wohlthätigkeit; und wenn man ihm etwas vorwerfen möehte, so könnte es nur seine Hingebung seyn, welche freilich aus der Rolle des obersten Seelenhirten heraustritt, wie sie sonst gespielt wurde.

Sehr vortheilhaft spricht für ihn die Laune, in welcher er seinen Einzug hielt, und die, wie wir gewifs wissen, öfters laut geworden ist. Er war sehr ernst, vielleicht wehmüthig, weil sein sanfter Karakter sich eher für zärtere Empfindungen, als für stärkere Stimmungen eignet. Es that ihm wehe, so viel Geld für Beleuchtungen und Ehrenpforten ausgegeben zu sehen, da ihm überall auf dem Zuge durch seinen Staat nicht freudige Glükwünsche, sondern nur herbe Klagen über das Unglük des Volks, die starken Auflagen

und den Mangel an Erwerb entgegen gekommen waren. Und die dürftigen Vivatrufe für das Zuwinken mit den Taschentüchern und die bunten Tapeten konnten ihn nicht für das niederschlagende Gefühl entschädigen, über ein unglükliches Volk zu herrschen.

Sehr festlich waren indefs doch die Strassen aufgepuzt, durch welche der Zug gieng. Vor allen Fenstern hiengen bunte Tapeten, die Strassen waren mit Menschen angefüllt, die, troz des schlechten Wetters, in ihren Festtagskleidern erschienen. Die Erwartung war ausserordentlich grofs auf ihn gewesen, die Unterhaltung, als er vorübergezogen, sehr lebhaft. Ob er blässer geworden? ob fetter? u. dgl. waren Fragen, welche diesen Abend sehr viele Menschen aufs angelegentlichste beschäftigten. Der Fremde, dem wenig daran lag, hatte wohl den besten Genufs bei der Sache. Er nuzte die schöne Gelegenheit, einen grossen Theil der Volksmenge

von Rom zu sehen, bis der Zug herankam; und als er da war, konnte er immer auch noch seinen Spafs haben. Der gewöhnliche Staatswagen des Pabsts hat eine so eigene Form, als die Regierung, die er zur Schau führt. Er ist darauf eingerichtet, dafs der segnende Oberpriester von allen Seiten gesehen werde, und daher beinah nur aus Glasscheiben bestehend. Diese sind in geschmaklose, goldene Verzierungen gefafst, und das Ganze etwa den Kutschen ähnlich, welche man auf dem Titelkupfer einer der älteren Ausgaben von Göthe's Werther findet. Dieser Wagen ist mit sechs Pferden bespannt; auf jedem Paare sizt ein Postknecht in einem kurzen, dunkelrothen, seidenen Rok von eigenem Schnitt, dessen Leichtigkeit gegen die Schwerfälligkeit der Kurierstiefel wunderbarlich absticht. Nebenher geht immer noch ein andrer ähnlicher Rothrok, die Pferde führend.

So bewegte sich der Zug den Corso hinauf, und bog sich durch die Strada papale gegen St. Peter zu hinein. Vorher hatten keine Wagen in den Strassen, wo der Zug durchkam, erscheinen dürfen; nun eilten sie alle auf Umwegen nach dem Petersplaze zu, um da den Pabst aussteigen zu sehen. Sehr grofs war die hier versammelte Menge. Der heilige Vater fuhr bis an die Hauptthüre hinauf, und betrat, da zum zweitenmal bewillkommt von der höhern Geistlichkeit, den Dom. Er verrichtete an verschiedenen Altären sein Gebet, segnete auf allen Seiten, und kehrte dann, gewifs höchst ermüdet, nach seinem Pallaste auf Monte cavallo zurük.

Es war Abend gewoüden, als er da ankam. Schon fieng die Beleuchtung der Stadt an, schimmerte St. Peters Kuppel in mattem Feuer. Später war die grosse Beleuchtung, und erfolgte das bekannte Feuerwerk vor der Engelsburg (la Girandola). Den andern

Abend wurden diese Festlichkeiten wiederholt, und wenige Tage nachher der grosse Segen, orbi et urbi, von dem Balkon des Laterans herab ertheilt.

Das Merkwürdigste in diesen Feierlichkeiten war wohl die Beleuchtung des Kapitols. Die Regelmäfsigkeit der, seine Spize einschliessenden, Gebäude begünstigte sie auf eine eigene Weise. Ich kam eine Stunde nach Mitternacht hin, als bereits die meisten Lichter und Fakeln erloschen waren. Kolossal malten sich die Statuen auf dem Geländer, und Mark Aurels Rofs schien herabzuwandeln von seinem hohen Postament. Hoch hob sich der, noch beleuchtete, Thurm in die Nacht hinein, und erinnerte, schwach genug, an die ehmalige Höhe des alten Berges.

Venedig, den 24. August 1805.

Gestern Abend um 11 Uhr bin ich hier angekommen. Noch habe ich wenig mehr von der Stadt gesehen, als die Wände meines Zimmers, und ich benuze diese Zeit der Ruhe dazu, Ihnen zu schreiben, weil ich weifs, dafs ich es später nicht mehr mit derselben Fassung von hier aus werde thun können.

Meine lezten Briefe waren aus Bologna. Ich sagte Ihnen nichts von dieser Stadt, da ich mich diefsmal nicht viel länger daselbst aufgehalten habe, als nöthig ist, um sich mit eigenen Augen zu überzeugen, dafs der krumme Thurm nicht gerade ist. Doch erprobte ich es diefsmal wieder, dafs Gastfreundschaft einer der vielen Vorzüge Bologna's ist, wodurch es sich vortheilhaft von den übrigen grossen Städten Italiens unterscheidet.

Bei einer Gelegenheit, wo ich diefs erfuhr,

fiel das Gespräch auf die Schwierigkeit für die Bologneser und die Fremden, sich gegenseitig zu verstehen. Wirklich ist die Mundart der erstern die unverständlichste, die ich kenne, und immer noch schwerer zu verstehen, als das geradbrechte Toskanische, welches der Fremde gewöhnlich spricht. Die Dame des Hauses, eine äusserst verständige Frau, nahm die Parthie der leztern, und bezeugte, wie angenehm in ihren Ohren das Italienisch der Fremden klänge. Mit vieler Naivetät verglich sie es dem Stammeln der Kinder, weun sie zu sprechen anfangen; und diese Töne, sezte sie mit herzlicher Gutmüthigkeit hinzu, sind für mich mehr, als die wohlgesezteste Rede.

Sie sind gewifs auch der Meinung der edlen Bologneserin, meine liebenswürdige Freundin, wenigstens was den lezten Punkt betrift. Aber Sie können sich nicht enthalten, mich über das Kompliment, welches

mir damit gemacht werden sollte, tüchtig auszulachen — mich, von dem man, nach einem langen Aufenthalt in Italien, doch erwarten kann, dafs er die Sprache dieses Landes nicht mehr stammle. Ich mufs Ihnen gestehen, ich lachte mich selbst herzlich aus.

Von Bologna fuhr ich in einem halben Tage nach Ferrara. Ich wüfste Ihnen von diesem Wege nichts andres zu sagen, als dafs seine Schönheiten nicht so ermüdend sind, wie die der andern, welche im obern Italien durch das ebene Land führen. Es ist nicht dieselbe Regelmäfsigkeit in den Feldern und in ihrem Anbau, wie in der Lombardie, und ich bin recht froh, diesen für mich ganz neuen Weg nach Venedig gewählt zu haben.

Ferrara ist eine von denjenigen Städten, der man wegen ihrer längst abgeblühten Jugendreize huldigen mufs. In ihren, nun so öden, Strassen bewegte sich ehmals das regste

Leben eines reichen, fein gebildeten Hofes, einer wohlhabenden und glüklichen Volksmenge. Heutzutage ist nur noch das Revier der Juden belebt, und Sie können sich kaum hineinwagen, ohne mit den Haaren zu einem Handlungsgeschäfte gezwungen zu werden, sollte es auch nur ein Thaler zu wechseln seyn, auf dem der Israelite einen halben Bajok gewinnt.

Wie Sie denken können, machte ich eine Wanderung nach Ariosto's Grab. Es befindet sich auf der öffentlichen Bibliothek, und ist des grossen Dichters nicht würdig. Mit vieler Liebe hat man daselbst andre Reliquien aufbewahrt, welche immer so viel werth sind, als die jedes Heiligen. Ein hölzerner, sehr unbequemer, Lehnstuhl ist eine derselben, um den wahrhaftig niemand den Dichter beneiden wird. Er hat viel Aehnlichkeit mit dem des heil. Januarius in den Katakomben von Neapel, und ist wenigstens um nichts

bequemer, obgleich ein finstrer Heiliger sich mit weniger begnügen mufs, als ein lustiger Sänger, der seinen Himmel in dem Herzen der Nachwelt sucht. Das Dintenfafs, aus welchem der rasende Roland, wie man mir sagte, entsprungen ist, fand ich eben nicht sehr merkwürdig. Ein Amorino auf demselben, in erhabener Arbeit, welcher den Finger auf die Lippen legt, giebt einigen Aufschlufs über das Geheimnifs, mit welchem Ariosto seine geheimern Verhältnisse behandelt. Manche italienischen Schriftsteller, welche gar gerne der Welt auch die Frauen genannt hätten, die Ariosto verehrt hat, können ihm sein Stillschweigen nicht verzeihen, und dürften sich wohl durch jenen Amorino belehren lassen, dafs sie das weder zu wissen, noch zu sagen brauchen. Auch ohne Gallianer zu seyn, wäre es offenbar merkwürdiger, Ariosts Schädel zu sehen; denn aus jedem Dintenfafs konnte ein Heldengedicht, aber nur aus

Homers Kopfe eine Ilias hervorgehn. Brouillons von seinem Orlando beweisen, dafs die leichte, unübertrefliche Ungezwungenheit, welche sein Gedicht karakterisirt, eben nicht so leicht entstanden ist, wie man es uns glauben machen will. Es mufste Manches weggestrichen werden, bis es seines Rangs unter den unsterblichen Gedichten würdig dastand *). Sein Bildnifs, welches auch unter den Reliquien hängt, spricht einen Mann aus, der das Leben nicht nur in der Poesie, sondern auch in der Wirklichkeit genossen hat. Es ist ihm übrigens der starke Karakter

*) Wirklich genügte er sich niemals. Darum auch die 30jährige Arbeit an seinem Roland, eh' er ihn herausgab. Noch hat man die vielerlei Veränderungen, welche er mit der schönen 142sten Stanze des 18ten Gesangs vornahm, ehe er sie, wie sie jezt ist, liefs. S. hierüber Pigna, libro de' Romanzi libro II. e III. wo diese Aenderungen angeführt sind.

aufgedrukt, welcher es zu einem Portrait des Zauberers Merlin eignen könnte.

Der Bibliothekar, Giuseppe Faustini, ist ein sehr artiger Mann, und wenn Sie einst bei Ihrer Durchreise durch Ferrara Ariosto's Manen opfern sollten, so gehen Sie gewifs mit Dankbarkeit für den guten Alten weg. Er wird Ihnen zuerst eine Sammlung von etlichen 20 alten Mefsbüchern zeigen, welche mit Miniaturen geziert sind. Sie sind natürlich von verschiedenen Meistern, und darum an Verdienste sich nicht gleich; aber mehrere darunter sind Clovio's würdig — erinnern Sie sich des Dante'schen Codex im Vatikan, dessen Miniaturen uns einen so schönen Genufs verschaft haben? *) — und alle zusammen

*) Das Paradies in diesem Codex ist's allein, was die Aufmerksamkeit jedes andern Kunstwerks in Rom verdient. Ohne Zweifel ist es von dem genannten Clovio gemalt, da hingegen das Fegefeuer und die Hölle von unbedeutenden Künstlern

eine reiche Schule für Künstler, besonders in Rüksicht auf Gewänder und Attitüden der Andacht und Hingebung. Dann führt er Sie in das Zimmer, wo die Reliquien Ariosts sind, und endigt damit, Ihnen von seinen

mit sehr fleissigen, aber eben so geschmaklosen, Figuren ausgeziert sind. Jene ersten Miniaturen sind wirklich himmlisch unschúldig und erhaben gedacht. Die hohe Bedeutung des Gedichts ist in denselben nach den Foderungen der Kunst wiedergegeben, und Manches in denselben übertrifft an Tiefe des Gefühls und des Sinns jenes selber. Sie sind zugleich mit der Reinlichkeit und Rundung gearbeitet, welche die unerläfsliche Bedingung des hohen Kunstgenusses sind. Würdiger, als Manches andre, was so oft nachgezeichnet und gestochen wird, wären diese kleinen Meisterstüke, und der Künstler, der es unternähme, hätte noch das Verdienst, einen Künstler der Nachwelt bekannt zu machen, welche über leerem Kunstgeschwäz die richtige Schäzung des wahren Verdienstes zu verlieren in Gefahr ist.

Untersuchungen über die Literaturgeschichte Ferrara's zu sprechen *). Er zeigte mir eines seiner Manuscripte über die drei ältesten Ausgaben des Orlando Furioso, welches reich an merkwürdigen Notizen, besonders Tasso betreffend, ist. Es enthält einige noch ungedrukte Gedichte von ihm, deren eines an Eleonoren von Este gerichtet zu seyn scheint; besonders aber Stellen aus den Briefen Verdizotti's (eines Schülers von Tizian) an Ora-

*) Ich sah nur den Artikel von Savonarola durch, und überzeugte mich mit Erstaunen von dem Reichthum der hier niedergelegten bibliographischen Kenntnisse. Barotti's Werk über die Ferraresischen Schriftsteller wird in dieser Arbeit Faustini's die, ihm nöthigen, Zusäze erhalten, welche auch dem jüngst erschienenen Buche: Luigi Ughi (von Ferrara), Dizionario storico degli uomini illustri Ferraresi, nella pietà, nelle arti, e nelle scienze; Ferrara, 1804; 8. 2 tomi, treflich zu statten kommen werden.

zio Ariosto, einen Verwandten des Dichters, welche einige neue Aufklärungen über die Entstehung des befreiten Jerusalems geben. Gegen die Behauptung des Ab. Serassi erhellt daraus, dafs es in Venedig von ihm auf den Rath Verdizotti's angefangen worden ist; dafs dieser ihn mit der Vorstellung, neben Petrarcha sey doch kein Lorbeer mehr zu pflüken, von seiner Nacheiferung dieses Dichters zum Uebergang zur heroischen Gattung bewogen, und ihm zur Wahl des Sujets gerathen hat, das er auch gleich auszuführen anfieng, und dessen ersten Gesang noch in Venedig beendigte. — Andre Stellen aus gleichzeitigen Ferraresischen Schriftstellern sollen in eben diesem Werkchen Faustini's beweisen, dafs es mit dem Wahnsinn Tasso's, welchen man, nebst seinem Gefängnifs, als eine gelinde Strafe für seine stolze Liebe, und ein Heilungsmittel von derselben ansah, denn doch seine Richtigkeit habe. Offenbar ist diese

Entdekung nicht sehr erfreulich; denn lieber sehen wir doch eine so schöne Natur, wie Tasso's, der Ungerechtigkeit und Gewalt unterliegen, als den Verirrungen des Geistes, in welchem wir den Spiegel der idealischen Welt erkannt haben. Aber zu Ihrem Trost, l. Fr., kann ich Ihnen sagen, dafs die Stellen, welche Faustini anführt, offenbar nichts weiter beweisen, als dafs man in Ferrara das Unglük Tasso's wirklich glaubte; was ganz begreiflich ist, wenn man bedenkt, mit welchem Geheimnifs eine, die Ehre des Este'schen Hauses betreffende, Sache behandelt werden mufste.

So viel über Ferrara. Ich nahm von da den Weg über Padova und Mestre nach Venedig. Eine angenehmere Strasse, als diese ist, hesonders nach dem Eintritt in das Venezianische, habe ich nie gemacht. Am schönsten aber wird sie von Padova nach Mestre. Eine Menge Kanäle durchschneiden hier das Land, welche nicht mit der Aengstlichkeit

gezogen sind, die sogleich das Werk von Menschenhänden erkennen läfst. An ihren Ufern liegen eine Menge von Dörfern und Villen der reichen Venezianer. Unter diesen ragt manches stolze Werk von Palladio hervor; aber die Natur hat hier, wie überall, wo sie will, die Kunst übertroffen. Ich lobe mir die lieblichen Häuserchen, welche sich im Wasser spiegeln. Ein Kranz von Thränenweiden umschlingt den Rasenplaz, der sich zwischen der Thüre und dem Ufer dehnt, und ein dikes Gehölz hinten fächelt ihnen Kühlung zu. Oft sind sie beinah völlig im Gebüsche verstekt, oft zeigen sie sich nur im Hintergrund einer Alleeperspektive, häufig stehen sie halb im Wasser, in dessen Spiegel sie sich malen. Eine ernste Gondel ruht an der Thüre, und begünstigt die Vorstellung, dafs hier die Ueberfahrt auf eine Zauberinsel sey, wo nur Glük und Ruhe wohne. Grosse und kleinere Fahrzeuge sind auf dem Wasser

sichtbar; aber ferne ist der Lärm der Schiffenden, wo keine bewegten Elemente das Fahrzeug treiben. Die Fahrt gewinnt vielmehr einen eigenen Reiz von Neuheit, wenn die Barke durch ein paar Pferde, und das Wasser einen seltenen Schein von Gutmüthigkeit, wenn das gröste Fahrzeug durch einen einzigen Esel gezogen wird.

Nicht vergessen darf ich die grauen Strohhütten, welche unter dem Gebüsche hervorragen. Sie erinnern, wie in den wohlhabendsten Gegenden der Schweiz, an eine patriarchalische Zeit, wo die Bedürfnisse der Menschen noch nicht so vielfach waren, als heutzutage. Das glükliche Klima des Landes und der einfache Sinn seiner Bewohner hat sie hier erhalten, sie sind geblieben zur Verschönerung dieser, an Reizen der Natur so reichen, Gegend.

Hier möchte ich meine Hütte aufschlagen dürfen, so nahe bei Venedig, Mailand,

Florenz und Rom. Aber nur wenige Stunden konnte ich weilen, rastlos gieng es vorwärts bis nach Mestre.

Da liefs ich meinen Wagen stehen, und schifte mich auf einer Gondel nach Venedig ein. Schon dämmerte der Abend, und als ich hinauskam auf die Lagunen, war die Nacht herabgesunken. Lange suchte ich in der dunklen Ferne die stolze Stadt, lange sah ich dem Spiel der Ruder in der See zu, in welcher ich, wie in Neapel, das sogenannte Leuchten des Meers erkannte; manche Laterne auf einem Fischerboot betrog mich, als ob es die Fenster Venedigs wären, aber ich befand mich mit einemmal in dem grossen Kanal der Stadt, als ich eben anfieng, die Täuschung umzukehren, und die Lichter in den Häusern für Lampen auf den Schiffen zu halten.

Beilagen.

BCIISAG

Gemälde aus Livorno.

Livorno, 1801, 1802.

Allgemeine Ansicht der Stadt.

Livorno liegt, ungefähr eine deutsche Meile von der Mündung des Arno entfernt, an dem tyrrhenischen Meere. Die Apenninen dehnen sich in einiger Entfernung nordwärts von derselben in das Land hinein, und bilden eine, durch das Flufsthal unterbrochene, Zirkelkette, welche sich in dem Vorgebirge von Monte nero endet. Diese grosse Ebene ist flach, den Meereswellen sehr ausgesezt, und war in ältern Zeiten beinahe nur Ein grosser Sumpf. Grosse Streken ziehen sich noch

heutzutage am Arno hinauf bis in die Nähe von Pisa, und bringen einige Gegenden des Thals und der Stadt Livorno selbst in den übeln Ruf einer ungesunden Luft. Leopolds Veranstaltungen haben durch Dämme und Kanäle manches fruchtbare Stük Lands gewonnen, und der Stadt wenigstens eine gute Strasse in das Innere von Toskana erworben. Die ganze nördliche Seite des Thals ist indefs weniger angebaut; besser ist es die südliche. Wenn dort grosse Sumpfstreken liegen, so sind hier fruchtbare Felder; zwischen beiden in der Mitte dehnt sich ein dünner Wald bis in Pisa's Nähe. Die Strasse dahin ist die einzige Verbindung Livorno's mit dem festen Lande Italiens.

Die Stadt selbst war im Anfang zur Vestung bestimmt. Sie ist mit Mauren und Gräben umschirmt, aber darum auch zu enge geworden. Zwei Vorstädte, die eine an der Strasse nach Pisa, die andre am Wege gegen

Monte nero, nehmen die Menschenüberzahl auf. In den neusten Zeiten hat man sogar angefangen, die Festungswerke zum Ueberbauen herzugeben. Durch zwei Kastelle nur ist der Hafen noch vertheidigt. Auf beiden Seiten desselben stehen zween Thürme mitten in der See; der eine ist der Leuchtthurm; eine ähnliche Bestimmung hatte wohl auch der andre, il Marzoccho genannt.

Die Stadt ist ziemlich regelmäfsig gebaut. Eine gerade, breite Strasse führt von einem Ende derselben zum andern. Der nördliche Theil ist von Kanälen durchschnitten, und heifst darum Neu-Venedig. Die Beleuchtung in den Hauptstrassen ist neu und gut. Die Besazung besteht aus einigen tausend Mann. Häscher, ohne Uniform, erhalten die Polizei. Es sind unzählige Bettler in der Stadt; es wird wenig gemordet, aber viel gestohlen. Die ganze Volksmenge mag zwischen 60—70,000

Menschen schwanken. Die Einwohner selbst nennen eine weit grössere Zahl *).

Der Hafen ist ein Freihafen, und ziemlich sicher. Gefährlicher ist die Rhede. Dem heftigen Südwestwind (Libeccio) widerstehn die Schiffe auf derselben nur selten.

Allgemeine Ansicht der Bewohner.

Die Duldungspolitik der Mediceischen Fürsten hat in dem, einst unbedeutenden, Livorno ein Asyl für alle Unterdrükten, für alle Vaterlandslosen, alle Fleissigen und alle Faulen eröfnet. Der Geist der Zeit kam ihren Planen treflich zu statten — man jagte in vielen Ländern Europa's alle diejenigen fort, welche nicht auf die Worte der Priester

*) Im Jahr 1780 war die Bevölkerung 45,000 Seelen. Im Jahr 1805 aber betrug sie 62,009, wovon 42,219 in der Altstadt, und 19,790 in den Vorstädten lebten. Hierzu sind nun noch mehrere Tausend Fremde zu rechnen.

schwören wollten. Am Ufer von Toskana stand die freundliche Göttin, und lud sie ein, und verhiefs ihnen, dafs sie den Ewigen loben dürften, auf welche Weise, und in welchen Zungen sie nur immer wollten.

Da kamen an Völker aus Süden und Norden, Völker aus Osten und Westen, und sie brachten mit sich ihr Gold und ihr Silber, und brachten mit ihre Geschiklichkeiten und ihren Fleifs.

Hier ists gut wohnen, sagten sie, denn hier darf man nicht nur leben, sondern auch denken. Und sie bauten sich Hütten, und trieben ihr Gewerbe über Land und über Meer. Sie wurden reich, und errichteten sich stolze Palläste, welche schon in weiter Ferne dem schwellenden Segen entgegen lachen.

Von allen Bewohnern der Stadt mögen nur diejenigen Aboriginer seyn, welche dem Fischfang sich ergeben, und den Theil der Stadt bewohnen, der Venedig heifst. Wie überall,

sind die Aboriginer den Kolonisten dienstbar geworden; sie wurdens hier durch den Ueberfluſs, welcher die Gewandtheit der Fremden belohnte.

Was die Intoleranz sonst wirkt, daſs sich der Schwarze nicht vermischt mit dem Weissen, der Blonde nicht mit dem Braunen, das hat hier wohl die Duldung hervorgebracht. Um die Kolonisten ihrer Unabhängigkeit zu versichern, lieſs man die von jeder Klasse sich zu einem kleinen Staat im Staate zusammen thun. Sie haben ihre eigenen Geseze, wie ihre eigene Religion, und sind in manchen Fällen sogar von den Landesgesezen ausgenommen.

Namentlich ist dieſs bei den Juden der Fall, deren Zahl die gröste ist. Nicht minder ansehnlich ist die griechische Gemeinde, aber nicht, wie sie, von den andern Bewohnern der Stadt durch bestimmte Grenzen getrennt. Sie unterscheiden sich wenig von

den Juden; am allerwenigsten durch grössere Reinlichkeit. Bei beiden sind die ächten, festen Reichthümer Livorno's zu suchen.

An die erstern schliessen sich die Türken an, welche ehmals eine eigene Moschee, noch heutzutage, wie jene, einen eigenen Kirchhof besizen. Aber ganz liefs sich doch der Geist der Zeit nicht abläugnen! Ihr Todtengarten ist neben dem Anger, auf welchem die Verbrecher, die Galeerensklaven, und die öffentlichen Weiber begraben werden.

Die Engländer bildeten sonst eine, sehr angesehene, Gemeinde. Der Revolutionskrieg, und das, während desselben wechselnde, Schiksal Toskana's hat sie vermindert. Doch haben sie noch ihren eigenen Geistlichen, und nie berührte der Partheigeist ihren prächtigen Kirchhof.

Die Deutschen und die Holländer, und in neuern Zeiten auch die Dänen, machen Eine Gemeinde aus. Ehmals hatten sie einen katho-

lischen Pfarrer; heutzutage nur noch einen protestantischen in dem würdigen Manne, Johann Paul Schultesius.

Unter den Franzosen herrscht keine ähnliche Verbindung. In den gesellschaftlichen Verhältnissen vermischen sie sich nach Geschmak und Interesse mit allen. Ihr Ansehn ist in den lezten Zeiten gestiegen, ob sie gleich weniger geliebt sind, als die andern Fremden.

Die Fremden überhaupt unterscheiden sich durch ihre Plane. Die Juden und Griechen haben sich auf immer festgesezt — doch bis der Messias kommt, und Perikles wieder aufsteht. Die Uebrigen sind als Fremdlinge zu betrachten. Sie sind meist gekommen, um sich zu bereichern, und verlassen die Stadt wieder, wenn es ihnen gelungen ist, oder nicht.

Das Judenquartier.

Livorno ist das Jerusalem der Juden. Sie geniessen hier grössere Freiheiten, als an

irgend einem Orte in der Welt, und haben sogar Glieder im Magistrat sizen. Ihnen gehört beinahe die ganze Stadt; denn sie haben nach und nach die meisten Häuser und Grundstüke an sich gekauft, und ihr Geld dabei nicht übel angelegt, da die Miethe ausserordentlich hoch ist. Hier können sie sagen, was sie nirgends sagen können, wir sind hier zu Hause. Und könnten sie sich nur ihren geerbten Gedanken, einst in das Land ihrer Väter zurükzuziehen, und dort ihrem Herrn zu dienen, aus dem Kopfe bringen, sie möchten es noch besser haben. Aber ob sie gleich hier fest angesiedelt sind, so erkennt man sie doch bald am Schiboleth. Die Juden sind das einzige Volk, welches immer dasselbe war, und überall dasselbe ist.

Wie überall, ist hier das Judenrevier (il Ghetto) beschaffen. In Egypten vermehrten sie sich, wie die Häringe; hier sind sie, wie diese Fische, zusammengepökelt. Auch

hier hat ihre Menge Schmuz ohne Grenzen zur Folge; und ob die Italiener gleich überhaupt unter ihre Tugenden die der Reinlichkeit nicht zählen können, so unterscheiden sie sich doch hierin auffallend vortheilhaft von dem Volke Israels.

Auch hier waren die Juden die ersten, welche den Freiheitsbaum pflanzten, weil sie, wenn dieser auch nicht, wie die Stäbe im alten Testament, in Einer Nacht Zweige trieb, überall dadurch gewinnen, aber nur hier verlieren konnten. Als man in Toskana beinahe einen Kreuzzug gegen die Neufranken predigte, fiengen die Livorneser auch, wie einst die Kreuzfahrer, ihre Expedition mit der Plünderung der Juden an. Es gab Walthers ohne Habe genug, die das Volk hafsten, weil es besafs, was ihnen fehlte. Aber das Gouvernement fand doch noch Mittel, sich des Volks Gottes anzunehmen. An den öffentlichen Opfern der Ordnung, die aus diesem

Volke genommen wurden, liefs dagegen der aufgebrachte, treue, raubsüchtige Haufen seine Rache desto grausamer aus.

Ein Deutscher, der nach Livorno kömmt, geht gerne in das Judenquartier. Er hört hier viel deutsch sprechen. Die Klagen der deutschen Judenmädchen, welche häufig hieher zu ihren Glaubensgenossen in Dienste gehen, wird der Deutsche mit Vergnügen belauschen. Manche kann die kalten Eisgegenden über den Alpen nicht vergessen, und findet an dem Lande, wo die Citronen blühn, eben nicht sehr viel Behagen. — Erst vor wenigen Tagen stürzte sich eine in das Wasser, vielleicht im Glauben, wie die afrikanischen Negersklaven in Amerika, durch das Todtenreich den Weg wieder in ihr Vaterland zurükzufinden.

Der Porte-Dieu.

Seit der lezten Besiznehmung der Franzosen von Livorno wurden hier, wie überall, die

Priester sehr scheu. Sie konnten die hierarchische Katastrophe unter Pius VII. unmöglich voraussehn, und trieben mehrere Jahre hinter einander ihr Wesen ganz in der Stille. Die Monstranz zog nur incognito aus, statt dafs ihr die vorige, kaiserliche Besazung durch die lautesten Zeichen der Andacht einen Glanz gegeben hat, den sie bei dem, nun zwar auch wieder einbiegenden, französischen Militär kaum zu erreichen hoffen darf.

Man kennt diese religiösen Züge, die sich fast in allen Städten Italiens gleich sind. Hier machte die allgemeine Duldung Zusäze nöthig, welche man eher für höchste Intoleranz auslegen dürfte.

Vor dem Porte-Dieu (Gott-Träger) und dem ganzen Zuge geht nemlich eine Person mit einem laut und durchdringend klingenden Glökchen her. Es heifst das Judenglökchen, und dient dazu, die Beschnittenen zu warnen, sich zu entfernen. Ihre unhöfliche

Religion erlaubt es ihnen nicht, den Hut vor demjenigen abzuziehen, welchen ihre Väter gekreuzigt haben.

Gott ist ein liebevoller Vater aller Menschen. Aber hier dürfeu sie sich nicht alle vor ihm sehen lassen, und man wird unwillkührlich an die despotischen Geseze des Orients erinnert, wo die Unterthanen erst vorher aus den Strassen gejagt werden, wenn ihr gnädiger Landesvater durchzieht.

Montenero.

Der Livorneser ist in seine Mauren und in seine wenigen Spaziergänge eingeschränkt. In der ganzen Umgegend sind keine Dörfer, keine Wirthshäuser, nach welchen man, wie in Deutschland, beinahe überall, eine Lustparthie machen könnte. Von dem Vergnügen, hinauszuwandern in grosser Gesellschaft nach den benachbarten Dörfern, da sich durch fröhliche Gespräche und muntere Tänze

zu erfreuen — davon weifs man nichts in Italien, wo man kaum die Anfangsgründe der Kunst zu leben kennt. Nirgends in der Welt findet man die tollste aller Vergnügungen, das Corsofahren, als in diesem Lande, und wenn man gleich in Livorno dieses Vergnügen nicht kennt, so ist doch kein andres da, um es zu ersezen.

Aber hier hat die Religion gesorgt, welche diesem Lande, ohne es zu verdienen, so manchen Vortheil verschaft hat. Die Madonna von Monte nero zieht die Leute an sich, wenn sie auch schon wegen der, auf demselben herrschenden, gesunden Luft und herrlichen Aussicht zu Hause blieben. Nicht nur Kranke, die von dem wunderthätigen Bilde Genesung hoffen, sondern auch Gesunde, nicht nur Fromme, sondern auch Profane, wandern auf dieses ungefähr anderthalb Stunden von Livorno sich befindliche Vorgebirge. Der Weg dahin geht erst durch die Vor-

städte, dann durch hübsche Gärten, und endlich durch das freie Feld, bis man am Fusse des Berges ankömmt. Hier bleiben die Wagen meist stehen, weil es sehr beschwerlich ist, den Berg hinaufzufahren, und man tritt die Wandrung zu Fufs an den Berg empor. Durch fruchtbare Bepflanzungen, angenehme Wäldchen, und zwischen hübschen Landhäusern hindurch kömmt man an die schöne Kirche der Madonna. Es ist daneben ein Kloster, dessen Mönche den reichen Erwerb der heiligen Jungfrau geniessen.

Wie leicht es doch einst war, die Menschen zu betrügen, und wie schwer es ist, alte Irrthümer auszurotten! Jederman glaubte die Erzählung des schlauen Priesters, als er auf die Wundergeschichte, welche er erzählte, dieses Haus gründete.

Vor Olimszeiten, sagte er, weidete einst ein blinder Schäfer am Meeresufer seine Schafe. Auf einmal fühlte er etwas in seinen

Armen, das ihn forttrieb, bis er mit demselben an dem Orte ankam, wo die Kirche nun steht. Hier hielt es ihn fest. O Wunder! Mit einemmal öfnete er die Augen, und sah das herrliche Geschenk, das er in seinen Armen hielt. — Ein blinder Schäfer? fragte ich einen der Chorherrn der Kirche, welcher die wunderbare Geschichte ganz treuherzig erzählte. — Wer weifs? Es war in alten Zeiten, wo vielleicht die Blinden die Schafe hüteten — war die Antwort des dummen Pfaffen. — Und noch heutzutage glauben es die Meisten!

Einige Gewölbe neben der Kirche sind voll von Krüken, Votivtafeln und Ankertauen, die hier zum ewigen Gedächtnifs der Hülfe aufgehängt sind, welche die heilige Jungfrau den Bedrängten angedeihen liefs, die zu ihr riefen. In diesen Gewölben riecht man den Aberglauben.

Das Stift ist sehr reich. Leopold, dessen

Andenken in Toskana ewig unvergeſslich seyn wird, bei Guten und Bösen, hob es auf, und verwendete die Einkünfte zu andern nüzlichen Zweken. Sein Nachfolger stellte es wieder her, und noch jezt erzählt man von dem frohlokenden Zug der Pfaffen, als sie wieder in ihre Hütten — so nennen sie ihre Palläste — einzogen. Das war der Triumph des Aberglaubens über die gesunde Vernunft.

Ein fremder Maler besuchte von Livorno aus einst diesen Berg. Es war ein heisser Tag, und er flüchtete sich vor den stechenden Sonnenstrahlen in die Kirche der Madonna. Er sezte sich, und las in einem französischen Buche. Ein neugieriger Pfaffe sah ihm von hinten ein. Ein französisches Buch? Und Voltaire, und das ganze Heer von Streitern für die Sache der Vernunft stand vor seinen Augen. Der Maler wurde plözlich arretirt, nach Livorno geschaft, und

dort der heiligen Inquisition übergeben. Nur schwer ward er wieder frei gemacht.

Von diesem Berge aus hat man die herrlichste Aussicht. Auf der einen Seite die ungeheure Fläche des Meers, auf der andern die fruchtbaren Gegenden von Livorno, hinten von den Apenninen umschlossen, und vor sich die schöne Stadt mit ihren freundlichen Häusern.

Hieher fahren manche, um zu frühstüken, oder zu Mittag zu essen. Wer aber nicht hungern will, mufs sich seine Küche selbst mitbringen.

Fallimente.

Der Mann steht sich gut, er hat dreimal fallirt. Diefs ist eine sehr gewöhnliche Redensart in den Gegenden von Livorno.

Daraus scheint also zu folgen, dafs ein Falliment in dieser Stadt ungefähr das ist, was eine etwas schmerzhafte Operation für

die künftige Befestigung der Gesundheit. Vielleicht hat es noch grössere Aehnlichkeit mit den Geburtsschmerzen, weil die Ursache beider ziemlich gleich ist. Freude und Vergnügen und Genufs haben bei Frauen die Wehen, bei Kaufleuten Bankerute zur Folge. Wie jene in Italien weit gelindere und kürzere Wochen haben, als im Norden; so ist hier ein Falliment auch weit bequemer. Es giebt Leute, die so wenig Furcht davor haben, dafs sie die Operation so oft als möglich wiederholen.

Man findet in Liverno solche, bei denen das Falliren eine periodische Krankheit ist, wie das Häuten bei den Schlangen. Ich habe einen Mann gekannt, der dik und fett war, und siebenmal schon fallirt hatte, und lebte, als ob er noch siebenmal falliren wollte.

Ist eine solche Katastrophe sehr nahe, so flüchtet der, dem sie bevorstebt, in die Madonnenkirche, und harret bei den Franziska-

nern an derselben mit aller Bequemlichkeit des Tages der Erlösung. Von diesem Asyl aus kapitulirt er mit seinen Gläubigern; und da sich diese, um etwas zu bekommen, gerne mit einem Finger abfinden lassen, wenn ihnen auch die ganze Hand gehörte, so dauert die Belagerung nur einige Tage. Der Belagerte zieht nach dieser Zeit aus, und fängt seine Geschäfte wieder von neuem an.

Man erzählt von einem der ehmaligen türkischen Galeerensklaven, der viele Jahre dazu gebraucht wurde, die Geldsäke nach den Stanze — dem öffentlichen Zahlungsorte — zu tragen, es sey ihm auch einmal der Einfall gekommen, zu falliren. Mit einem Sake von einigen hundert Zecchinen, den er gerade auf dem Rüken hatte, sezte er sich auf die Schwelle der Madonnenkirche. Man wartete lange auf ihn, suchte, und fand ihn endlich. Io star fallito — ich habe fallirt — gab er in gebrochenem Italienisch zur

Antwort, und die Polizei war wirklich in Verlegenheit, ihn wegzubringen.

Niemand hält es aber auch für eine Schande, zu falliren. Manche der ersten Kaufleute haben ihren Reichthum auf glükliche Fallimente gegründet, wie jener, der über einen grossen Stein fiel, und seine Nase an einem grossen Diamant wund schlug, welcher ihn zum reichen Manne machte.

Die Synagoge.

Die jüdische Synagoge in Livorno wird für die schönste in der Welt gehalten. Sie ist ein hohes, einfaches Gebäude, und bildet ein länglichtes Vierek. Ueber dem Eingang steht eine Inschrift, die das Lob des Grofsherzogs enthält, unter welchem es seine jezige Einrichtung erhalten hat.

Auf drei Seiten des Innern ziehen sich Säulengänge herum. Sie tragen die vergitter.en Size des andern Geschlechts. Hieher

kommen sie, und sehen: aber nicht, wie die römischen Damen, um gesehen zu werden, und beten und singen. Der einzige Wandschmuk, den sich diese bilderhassende Religion, wie die muhamedanische, erlaubt, sind grosse hebräische Inschriften. Eine Menge Lampen erhellen das Haus. Sie waren ehmals sämmtlich von Silber, haben aber seit den lezten Revolutionsbegebenheiten ein weit populäreres Ansehn gewonnen. Sie bestehen jezt nur aus Glas. Die erstern schienen vor dem Theophilanthropismus der Sieger, und der Noth der Zeit überhaupt nicht mehr genug gesichert.

Ich war einmal da, als sie ihr altes Jahr zu Grabe trugen, und ihrem neuen entgegen sangen. Gedrängt voll Menschen war das Gebäude, und zusammengesezt die Zuhörer aus Gliedern aller Nationen und Welttheile. Man hätte sich gerne überreden mögen, sie seyen hier von allen Windseiten hergekommen,

um das: wir glauben all an Einen Gott mit einander zu singen.

Der Rabbi stand und safs abwechslungsweise auf seinem erhöhten Plaze, in schwarzem Talar, dreiekigtem Hute, mit dem weissen Schleier (Taled) über denselben geschlagen, doch so, dafs er das Gesicht nicht bedekte. Er sang immer. Oefters stimmte das ganze Volk mit ein, und dann klang es einfach, erhaben und des Gottes würdig, der mit seinem Worte die Welten hervorgerufen hat. So wie er aber allein sang, war es schwer, ernsthaft zu bleiben. Nichts von seinem Gesicht zu sagen, welches einem, nach Luft schnappenden, Karpfenkopf glich — man ward an Giththith, Neginoth und die Hindin der Morgenröthe erinnert. Ach, er gab sich ja alle mögliche Mühe, es seinem Gott zu Dank zu machen! Unaufhörlich lief ihm das Wasser die Wangen herab, so grofs war seine Anstrengung; aber man

mufste ein isräelitisches Ohr haben, um es anhören zu können.

Dazu kam noch die abscheuliche Athmosphäre. So viele Menschen, und so viele Juden, deren Reinlichkeit blos im Händewaschen besteht, und die hunderte von Lampen, mit dem elendesten Oel gefüllt, es war kaum auszuhalten.

Das Gebäude heifst: la scuola (die Schule) und ist wirklich ein Mittelding zwischen Schule und Tempel, so wie der Gottesdienst zwischen Religionsunterricht und Religionsverehrung. Während desselben ist nirgends ein Zeichen von Andacht sichtbar. Sie unterhalten sich miteinander, laufen umher, suchen Bekannte auf, reden von Geschäften. Jedermann ist bedekt, sei er beschnitten, oder nicht. Jedermann darf herein und heraus, wenn er will. Nur die Wache an der Thüre und vor der Kanzel des Rabbi erinnert, dafs man sich in einem

Lande befinde, wo die Toleranz denn doch noch mit Bajonetten gehandhabt werden mufs. Aber erfreulich wirkt die Toleranz des Volks, mit der sie den Andersdenkenden unter sich herumgehen lassen, wenn man überlegt, wie viel es durch die Intoleranz schon gelitten hat.

Als der Gottesdienst zu Ende war, kam der Rabbi herunter und lief unter den, noch zurükgebliebenen, Haufen umher. Alle drängten sich herbei, ihm die Hand zu geben, und ihn zu grüssen, und jedem schien es eine Ehre zu seyn, wenn er das Glük hatte. Viele ermunterte er öfters zu kommen, andern warf er freundlich scherzend vor, dafs sie so selten erschienen.

Es ist sonderbar, dafs gerade das Volk, welches doch am hartnäkigsten an seiner Religion hängt, so wenig eigentliche, innere Religion hat. Unter den vielen Juden, die ich bei oft wiederholten Besuchen dieser

Versammlung sah, war auch nicht Einer, in dessen Gesichte eine Regung von Achtung zu erkennen gewesen wäre. Daraus ergiebt sich die, eben nicht sehr erfreuliche, Bemerkung, dafs der Mensch für das sinnlose Bild und Zeichen eine weit grössere Anhänglichkeit gewinnt, als für den vernünftigen Gedanken, und dafs er die Sklaverei des Geistes weit behaglicher findet, als die Freiheit desselben, weil er sich gerade von dem, was ihn am schwersten beherrscht, am seltensten losmacht.

Auffallend ist hier der durchgängige Ausdruk des Nazionalkarakters. Ich habe bemerkt, dafs er sich bei den europäischen Juden meist häfslich darstellt, bei den asiatischen und afrikanischen hingegen schon um vieles veredelt. Die bessere politische Lage derselben in den Ländern des Ostens und Südens kann es nicht wohl machen; denn wo sollte sie besser seyn, als in Li-

vorno? — Es mufs die Wirkung des Himmels seyn, welcher sich in allen Formen jener Länder schöner und karaktervoller *darstellt.*

Mäkler.

Es ist vielleicht für ganz Italien karakteristisch, unterscheidend, dafs sich da die Erwerbzweige in weit mehrere Sprossen vertheilt haben, als in andern Ländern. Die Barbiere und Friseurs machen wohl allein die Ausnahme. Sonst haben sich die Beschäftigungen so sehr vereinzelt, dafs es begreiflich ist, wie so viele Menschen nichts thun, und doch leben können.

Das Mäklerwesen, zum Beispiel, ist in solchem Umfang nur in Italien zu Hause, und dürfte wohl auch im vorsichtigen Gang der Geschäfte gegründet sein, welchen sich der Italiener in der Voraussezung, dafs Jeder ihn eben so gerne hintergehen möchte, als

er Jeden, zum Grundsaz gemacht hat. Die Miethkutscher zum Beispiel haben ihre Mäkler, es giebt Bedienten-, Hunde-, Mädchen-, Jungen-, Schiffs-, Vetturini-, Mäkler; ach, Mäkler ohne Zahl!

In Livorno machen sie eine sehr ansehnliche Kaste aus. Sie sind gleichsam die Räder, auf welchen sich die ganze Handlung bewegt. Es giebt da Mäkler, die sich jährlich gegen 10,000 Piaster verdienen, und andre, welche kaum zu essen haben. Beider Geschäfte ist dasselbe; nur dafs der Eine im Grossen, der Andre im Kleinen mäkelt; aber sie mäkeln Beide.

Der Gang des Livorneser Handels macht sie unentbehrlich. Merkwürdig ist es, dafs die meisten dieser Mäkler Italiener sind.

Ganz eigen ist das Gewerbe der jüdischen Mäkler, welche blos mit deutschen Mädchen ihres Glaubens handeln. Unsre Nazion geniefst überhaupt in Livorno den Ruf der Ehr-

lichkeit und des Fleifses, und die Juden besonders haben ein grosses Vorurtheil für deutsche Mädchen. Der Spekulationsgeist hat diesen Zweig daher nicht übersehen. Mehrere Juden machen jedes Jahr Reisen nach Deutschland, woher sie immer eine Schaar Israelitinnen mitbringen. Sie vermiethen sie auf eine gewisse Zahl von Jahren in Dienste, nach deren Verlauf das Mädchen frei ist. Es hat sich alsdenn ein kleines Vermögen gesammelt, und nicht selten Gelegenheit gefunden, sich vortheilhaft zu verheirathen. Die meisten kommen aus Schwaben, Franken und Baiern.

Eine andere Art von Mädchenmäklern treibt ein weit schändlicheres Gewerbe. Es sind die sogenannten Ruffiani, (Kuppler) vor denen man niemals sicher ist, wenn man Abends durch die Strafsen geht. Der Fremde besonders wird einen solchen Menschen nicht so leicht wieder los, welcher

seine Waare gewöhnlich in irgend einer ausländischen, besonders in englischer Sprache — ich bitte diesen Umstand ja nicht zu übersehen — anzubieten weifs. Seine Waare ist die schönste in ganz Livorno, ist, wie er sagt, beinahe noch Jungfrau, ist ganz rein und gesund. — Glaube ihm nur, unerfahrner Jüngling, du wirst deine Leichtgläubigkeit schwer genug zu büfsen haben!

Ich frug einst einen solchen Menschen, der ein Junge von zehn Jahren war, und mir seine Schwester aufdringen wollte: ob sie noch Jungfrau wäre? Jungfrau? war seine Antwort — das sind ja die Mädchen von acht Jahren heutzutage nicht mehr!

Ich erschrak — denn fürchterlich klang mir die schwere Wahrheit in dem Munde des zehnjährigen Buben.

Was soll ich eingehn in die Unterredungskünste solcher Niederträchtigen? Ich werde ihm nicht nachrühmen, dafs die,

welche er mir verspricht, im achten Monat schwanger, dafs sie hinkend, dafs sie alt, dafs sie jung sei, und dafs er immer den verschiedenen Geschmak des raffinirten Wollüstlings zu treffen sucht.

Finis bonorum.

Nach was streben wir Alle hienieden? — Man frage das einen Livorneser, und er wird antworten: nach einer Loge im Theater, einer Equipage und einem Landhaus.

Man mufs gestehen, diese Leute haben die höchste der Fragen bald gelöfst; um so glüklicher gelöfst, da sie den Strebungspunkt alle erreichen können.

Wer nur immer Brod in dieser Stadt hat, der will noch eine dieser drei Ingredienzien zum glüklichen Leben als Salz haben. Wer Geld oder Kredit hat, fügt auch noch die beiden andern hinzu, und für ihn ist der fette Lebenstisch gedekt.

Es macht häufig einen Hauptpunkt in den Heirathsverträgen aus, dafs der Mann es seiner Gattin an keinem dieser drei Bedürfnisse fehlen lasse. Man hat Beispiele gesehen, wo Frauen ihre Männer vor Gericht gezwungen haben, sie glüklich zu machen.

Aber nöthiger, als man glauben sollte, sind diese drei Gegenstände für die Glükseligkeit hier.

Wer keine Loge hat, kann wenig Gesellschaft sehen. Die elegante Welt ist Abends im Theater. Hier werden die meisten Besuche gegeben und angenommen. Wer nicht ins Theater geht, ist ausser dem Curs. Er erfährt nichts von alle dem, was die Unterhaltung der Gesellschaft überhaupt ausmacht.

Ein Landhaus ist in dem geräuschvollen Livorno freilich für Jeden nöthig, der die Stille liebt. Allein die Landhäuser der Gegend sind auch blos dazu angelegt, Stille zu geniessen, und nichts weiter. Sie gehö-

ren gröfstentheils den Juden, und sind also ein Kapital, das wuchern mufs. Der Besitzer hat daher immer mehrere Miethleute zugleich. Diejenigen, welche das Haus inne haben, und den freien Gang im Garten herum geniessen können; und eine Bauernfamilie, die das Erdreich für den halben Ertrag au Besizer baut, — sind die Bewohner eines solchen Gartens. Wiesenpläze, Wäldchen, Alleen und dergleichen findet man hier nicht. Aber man hat doch das Ansehn, eine Villeggiatura zu machen, langweilt sich einige Monate unter Gottes freiem Himmel, und geniefst dann die Freuden der Stadt wieder desto besser.

Eine Equipage wäre in Livorno, wo die Menschenmenge so eng konzentrirt beisammen, das Strafsenpflaster so vorzüglich ist, und Belustigungsorte ausser der Stadt gänzlich fehlen, eben nicht nothwendig. Allein, wenn die Kultur die Köpfe hellt, so macht

sie dafür die Füsse schwer. Ohnedieſs, wo weder Adel, noch hohe Obrigkeit ist, da müssen sich die ersten Stände doch auszeichnen, und sollt' es auch durch beschwerliche Abzeichen geschehen.

Piazza grande.

Es giebt eine Zeit, wo man zufrieden ist, die Welt nur im Gukkasten zu sehen. Aber Alle wollen sie sehen; sei's durch das Glas des Gukkastens, oder des Reisewagens.

Mit welcher Neugierde ich auch mich einst zum Gukkasten drängte! Wie ich mein Auge gar nicht wegwenden konnte, als der Petersplaz, die Festung Belgrad, das Strasburger Münster an demselben vorüber schwammen! Vor Allem aber gefielen mir die Ansichten von Venedig. Die Brüke von Rialto und der Markusplaz sind mir allein im Gedächtniſs geblieben.

Der lezte war meine erste Erinnerung, als

ich zum erstenmal aus einem Fenster auf den grossen Plaz von Livorno herabsah. Es war eines Sonntags Abend. Der ganze, grosse, Raum war mit Menschen angefüllt, die sich in allen Richtungen hin und her bewegten. Die vielfach verschiedenen Kostums gaben dieser Scene ein so buntschekigtes Ansehen, als ob es ein illuminirter, Augsburger Kupferstich wäre.

Hieher kommt man gerne, um sich Bewegung zu machen. Alle Hauptstrassen ergiessen sich auf diesen Plaz. Die sonstigen Spaziergänge haben nichts Anziehendes. Der Geschäftsmann gewinnt oft nur einzelne Augenblike zur Erholung; und, sich erholend, kann er oft hier ein Geschäft abmachen, weil er gewifs ist, immer Jemand zu finden, der gleichen Willen hat.

Eine sonderbare Ansicht gewinnt dieser Plaz, von oben herab betrachtet, wenn an einem trüben Abend sich plözlich ein Regen

einstellt. Jedermann hat in Italien einen Regenschirm. Alle öfnen sich auf einmal, und als ob vielfarbige Schwämme in einem Augenblike aus der Erde hervorgeschossen wären, verändert sich eben so schnell das Ganze. Eilend bewegen sie sich durch einander, wie wenn sie, gleich Deukalions Steinen, Leben bekommen bätten. — Ein Moment! der Plaz ist leer, die flüchtige Erscheinung vorüber.

Es bleibt dann nichts, als das grosse Vierek mit den Pallästen und Häusern, die es umgeben. Die Domkirche, welche eine breite Seite begrenzt; der grofsherzogliche, jezt königliche, Pallast von kleinlicher Baukunst, unterscheiden sich unter denselben. Einen Schritt vor die andern hervor tritt der Lezte. Die Erste weicht bescheiden zurük, und verstekt sich, wie ihre Religion, hinter ihre Façade.

La Tromba.

So heifst der Eingang vom grossen Platze in die grosse Strasse gegen das Thor Colonella zu.

Hier ist der Brennpunkt von Livorno. Hier sind die Theaterankündigungen, die Abbildungen der zu sehenden Merkwürdigkeiten, die Schiffsnachrichten, die Buden der Wechsler — ist Alles, was du nur verlangst.

Per Genova! per Genova! (nach Genua! nach Genua!) ruft Dir hier ein rauher genuesischer Seemann zu. Per Napoli! (nach Neapel!) dort ein Neapolitaner. Zigarri buoni! (gute Zigarren!) schreit ein Bube mit gällender Stimme, und hält Dir die brennende Lunte unter die Nase. Zugleich hat Dir ein Savojarde den Fufs ergriffen, und Dir schon einen Schuh gepuzt, ehe Du noch weifst, was Du am Fusse hast. Erkundigst Du Dich nach Schiffsnachrichten, so gehst Du hierher, und erfährst Wahres und

Falsches. Hast Du einen falschen Zeugen, einen Mädchen-, einen Jungen-Verkäufer, einen Mörder nöthig, Du findest ihn hier.

Es ist das bunteste Gemisch von verkäuflichen Dingen. Gemälde, Kupferstiche, Bücher, Schuhe, Pistolen — Alles ist mit Allem vermischt.

Es ist in Italien nicht blos in den Pallästen der Grossen Sitte, sie mit Gemälden zu verzieren. Auch die Hütten der Kleinern wollen diesen Schmuk. Wo man den Himmel in effigie, in einen schönen Ramen gefafst, um eine Kleinigkeit kaufen kann, warum sollte man es nicht thun?

Hier liesse sich das Bild zum grossen Gemälde von Livorno auffassen. Die beiden Kaffehäuser il greco nuovo, il greco vecchio sind der Sammelplaz der Ausländer und der Orientalen. Es käme nur darauf an, aus diesen vielfach gestalteten, vielfach redenden Menschen, glükliche Gruppen zu

bilden, und ein niederländisches Gemälde in Teniers Geist wäre fertig.

Liqueurbuden.

Dem Menschenbeobachter ist nichts gleichgültig. In den unbedeutendsten Zügen ist oft das Geheimnifs begraben. Der gemeine Mann ist wohl der, in welchem sich das Volk überhaupt am leichtesten erkennt.

Für das, was über Liqueurbuden zu sagen ist, ist diese Betrachtung freilich etwas zu ernstbaft. Sie scbeint hier gar nicht an ihrer Stelle zu sein, da in Liqueurbuden doch selten ein vernünftiges Wort gesprochen wird.

Ich will dich aber auch nicht in diese Gifthöhlen führen. Ueber die Schilde, welche an denselben hängen, lassen sich auch gerade keine artistischen Bemerkungen machen. Die Seligkeit der Trunkenheit ist eben nicht zum lokendsten darauf dargestellt. Aber die Aufschriften dieser Schilde sind merkwürdig.

Fast durchgängig sind sie in englischer Sprache abgefafst. Wenn man den Engländern damit ein Kompliment machen, und beweisen wollte, dafs der gemeine Mann unter ihnen immer lesen könne, so hätte man das doch etwas schief angegriffen. Der Einfältige wird auf den Gedanken kommen, dafs diese Buden hauptsächlich für die Nation errichtet sind, welche es mit den Gesezen der Mäfsigkeit so wenig genau nimmt, als mit denen des Wohlstands.

Le Loggie.

So heissen die zwei Säulengänge zu beiden Seiten der Tromba. Die kosmopolitische Menge der leztern findet bei schlechtem Wetter unter ihnen ein Obdach. Sie sind der gastliche Ort, wo niemand verjagt wird.

Vor einigen Jahren verbreitete sich unter den Madonnen Italiens der Aufruhr. Eine, in der Werkstätte eines Schusters unter die-

sen Gängen befindliche, fing an die Augen zu verdrehen. Seit Jakob Böhm sind die Schuster bekanntlich grosse Seher; aber Jedermann, der hieher kam, sah, glaubte, und schrie: Wunder!

Das heilige Bild wurde in die Kirche der Madonna gebracht. Der Zulauf des Volks war ausserordentlich. Wie rasend lief man in der Stadt umher, und umarmte sich vor Freude über das grosse Glük. Die alten Weiber nahmen besonders lebhaften Antheil, so wie der niedrigste Pöbel an den Kanälen. Die französische Besazung hatte grosse Ursache, einen Aufstand zu fürchten. Der Befehlsha-

ber derselben, ein besonnener Mann, ging nach der Kirche, und liefs den ersten Geistlichen vor sich fordern. Zitternd erschien dieser. „Wenn Eure Madonna" — fuhr ihn der erzürnte Krieger barsch an — „noch einmal die Augen verdreht, so werde ich Euch ein Duzend Kugeln durch den Kopf

jagen lassen, dafs Ihr gewifs die Augen noch mehr verdrehen sollt."

Und, o Wunder! die Madonna verhielt sich von da an mausestille.

Man hat nachher erfahren, dafs das Bild Augenbraunen von Silberglätte hatte, welche sich natürlich bei der geringsten Bewegung der Luft rührten. Das Dunkel der Kirche, die erwartungsvolle Menge, das Gedränge, der Aberglauben — lauter Umstände, die eben nicht znm erstenmal solche Wirkungen hervorgebracht haben.

Porta Pisa.

Dieses Thor hat seinen Namen von der Strasse, welche von da aus nach Pisa führt. Es ist eines der volkreichsten Thore, das Du Dir denken kannst. Die Stadt hat überhaupt nur zwei Ausgänge, sie ist stark bevölkert, der Zuflufs der Fremden grofs, der Bewohner der Vorstädte sind viele — kein Wunder, dafs

man in dem grossen Gedränge, wo nicht sein Leben, doch sein Taschentuch verlieren kann.

Ehe man durch die eigentliche Porta Pisa in die Stadt kömmt, geht man erst durch ein Brükenthor, neben welchem das Zollhaus steht. Hier zahlt das Brod, das häufig in den Vorstädten gebaken wird, eine gewisse Abgabe. Aber hier hat der Schleichhandel auch alles ausgesonnen. Die Leute von der niedrigsten Klasse, besonders die Weiber, haben zwei besondre Säke, welche unter dem Oberroke hängen. In diesen cynischen Taschen tragen sie die Brode am Zollhause vorüber. Mancher stekt sie sich ins Hemde, und bildet sich damit einen grossen Bauch, und grosse Bäuche sind ja bekanntlich zollfrei, mehr noch als die Gedanken. Gleich zunächst am Zollhause werden diese Brode auf der Erde aufgeschichtet, um sie zu verkaufen. Bei jedem solchen Haufen sizt ein schmuziges, hungriges Ungeheuer, welches

an Tantalus Strafe erinnert. Es klaubt zwar immer an den Broden herunter, so weit es angeht, um sie nicht unscheinlich zu machen, aber satt wird es doch nie.

Unter dem Zollhause wird alles untersucht, nur die Särge der Todten nicht. Bringt man diese wieder aus dem Gottesaker zurük — denn die Todten werden ohne Sarg verscharrt — so liegt gewöhnlich, wo eben der Todte lag, ein Vorrath von Brod, welches auf Rechnung des Todes zollfrei durchgeht. Der Kreislauf der Natur wird hier, wie du siehst, beschleunigt, der Tod nähret die Lebenden. Jedermann weifs das; aber ohne Scheu kauft man das Brod.

Die Zollbedienten haben übrigens wahre Argusaugen. Troz des grossen, unter dem Thore herrschenden, Gedränges, entgeht doch nichts ihren Bliken. Werbern gleich, messen sie den Vorübergehenden mit den Augen, und eine gute Kleidung schüzt nicht immer vor ihren Fragen.

Porta Colonella.

Ein gleicher Menschenstrom fluthet durch dieses Thor. Es führt zum Hafen und einem Theil der Vorstädte. Griechen und Deutsche, Türken und Franzosen, Engländer und Spanier — alle treten vielleicht auf einmal hier herein.

An diesem Thore, innerhalb der Stadt, ist ein kleiner Plaz, auf welchem die Fiakres stehen. Für Livorno ist ihre Anzahl beinahe zu grofs, und ihr Preis doch sehr theuer. Es sind vierrädrige Kaleschen mit Einem Pferde, worauf sich Don Quixote selbst zu reiten schämen würde. Doch pakt man sechs bis sieben Personen in solch einen Wagen. Man fährt schnell, und es ist unbegreiflich, wie die armen Thiere das aushalten können. Es ist aber freilich auch gar nichts seltenes, dafs sie mitten im Laufen, wie todt, zur Erde stürzen, und vor Mattigkeit nicht mehr aufstehen können, so fürchterlich auch die

Schläge sind, womit sie der grausame Wagenlenker zu ermuntern sucht.

Strasseneken.

Eine herrliche Einrichtung ist es, dafs die Häuser nicht rund gebaut sind. Wäre es auch nur darum, weil es alsdann keine Strasseneken geben könnte.

Offenbar würde man sich nie in eine Stadt finden, welche keine solche Eken hätte. Ich liebe die regelmässig gebauten Städte gar nicht, weil sie da meist rechtwinklicht sind.

An den Strasseneken von Livorno sind immer eine Menge von Papieren angeklebt. Papiere von höchst verschiedenem Inhalt.

Ein invito sacro — Einladung zu irgend einer religiösen Funktion — ist immer bescheiden auf ein kleines Papier gedrukt, und niemand widmet ihm einige Aufmerksamkeit.

Gefälliger lokt ein avviso teatrale — ein Theaterzettel — durch sein buntes Papier

und die hochtönenden Versprechungen, welche er macht.

Die motupropri — Fürstliche Befehle — sind auf grosse Bogen gedrukt, und beherrschen die Eke mit allen übrigen avvisi. Sie verhalten sich zu den avvisi sacri, wie die Religion zur Sittlichkeit. Man liest aber immer eher den Theaterzettel, als die Willensmeinung des Monarchen.

Sie heissen motupropri, wie ähnliche Edikte im Deutschen, Willensmeinungen. Der nemliche Widerspruch findet in beiden Benennungen statt. Sie wirken häufig so viel als die inviti sacri. Gestehen muſs man doch, daſs sich die Kirche weit höflicher und bescheidener ausdrükt, als die Politik und Theaterdirektion. Sie ladet nur ein, wenn die erste zwingt, und die zweite nöthigt.

Die Avvisi überhaupt, deren immer noch mehrere angeklebt sind, laden auch zu öffentlichen Verkäufen. Diese finden das gröfste

Publikum. Wenn man die andern alle früh abreifst, so läfst man diese doch mit Ehrfurcht stehen.

Porta di San Marco.

Dies ist der Name eines verrammelten Thors, welches durch eine grosse Schanze gleiches Namens auf die Nordseite der Stadt führte.

Livorno ist noch immer im Wachsen. Der Raum wird täglich enger, und schon manche Schanze mufste den Wohnungen des Friedens weichen.

Auch diese Schanze ist nun verkaufst worden, und wird mit Häusern überbaut. Auch zu einem Theater wurde hier bereits der Grund gelegt. Nach der Berechnung des Baumeisters wird es in zwei Jahren fertig. Zum Voraus aber sind die Logen bereits verkauft. Jede im ersten und zweiten Range kostete 1500 Piaster. Die in den übrigen verhält-

nifsmässig weniger, und die dadurch zusammengebrachte Summe ist so grofs, dafs die Unternehmer wohl 40,000 Piaster gewinnen werden. Der Konkurs um diese, eine Zeit lang nur idealischen, Logen war so stark, dafs Viele keine mehr bekamen, Andre das, was sie noch nicht hatten, mit Vortheil verkauften, und Viele sich nur aus Spekulazion in die Sache einliessen.

Rangordnung der Gottesäker.

Man dürfte vielleicht die Gottesäker als Glaubensbarometer betrachten. Am höchsten stände wohl diejenige Religion, welche an die Auferstehung des Leibes glaubt, und sich durch die Vermischung der Gebeine am allgemeinen Ruheort nicht irre machen läfst.

Die katholische Religion ist schon etwas delikater. Die Gebeine des ehrlichen Mannes dürfen sich wohl mit denen des Schur-

ken vermischen. Aber, dafs ja kein Judenknochen unter sie komme.

Als Glaubensbarometer werden die Gottesäker in Livorno in Ordnung und Rang gestellt. Wie der Glaube Heilige, Selige, Sünder im Fegfeuer und Sünder in der Hölle klassificiret, so hat die Intoleranz an diesem Orte die Gottesäker mit Namen taxiret.

Campo santo — heiliges Feld — heifst der Gottesaker der Römischkatholischen und der unitarischen Griechen. Ist einer hier begraben, so war es nur seine Schuld, wenn er nicht in Abrahams Schofse sizt.

Giardini — Gärten — heissen die Gottesäker der protestantischen Gemeinden, der englischen und der deutsch - holländischen Nazion. Auch diese sind ja durch das decretum absolutum von der Seligkeit ausgeschlossen. Allein das Ansehen, welches sie sich durch Fleifs und Gentlemans-Aufführung verschaft haben, zwang die Sprache zur Toleranz.

Campaccio hingegen, welches man im Geiste des Livorneser Pöbels durch S...Aker übersezen müfste, heifst der Gottesaker der Juden und Türken, der Schindanger der öffentlichen Weiber und der Todesverbrecher. Vor diesen spukt der Rechtgläubige aus; für die hier Schlafenden ist kein Heil zu hoffen.

Es ist zu verwundern, dafs auch der Schindanger in diese Klasse gesezt wurde, da doch die Religion über die dort Begrabenen den Fluch nicht ausgesprochen hat.

Aber gestehen mufs man doch, dafs diese Sprache sehr fein unterscheidet.

Wenn ein galantuomo ein ehrlicher, ein uomo di coscienza ein Mann von Stande ist, taxirt die Sprache Sittlichkeit nicht wie die Religion die Gottesäker?

Die Facchins.

A lui — a lei — a loro! wer diefs hinter sich sagen hört, dem rathe ich,

schnell auf die Seite zu gehn, wenn er nicht tüchtig angestossen, oder völlig niedergerannt werden will.

Es sind ein paar Facchini, welche eine Last wegschleppen, und nie aus dem Wege gehn. Ihre Stärke verdient Bewunderung, wie ihre Geschiklichkeit. Keine Last ist ihnen zu schwer, und so viele auch oft dazu gebraucht werden müssen, Eine Kiste wegzutragen, so benehmen sie sich doch so gut dabei, dafs keiner dem andern hinderlich ist.

Diefs gilt von den Facchini des Zollhauses so gut, als von den andern, welche das Lasttragen als eine freie Kunst treiben. Jene sind zu gewissen Arbeiten verbunden, machen eine, nicht nur durch gleiche Geschäfte, sondern auch durch eine gemeinschaftliche Kasse verbundenes, Corps aus, sind beeidigt, und müssen sowohl für den Verlust durch Dieberei, als durch Beschä-

digung bürgen. Meist Bergamasken, und somit fleissige und mässige Leute, erwerben sie sich bald ein kleines Vermögen, sind wohl gekleidet, wohlgenährt, und von Jedermann geschäzt.

Nicht so die andern. Es sind die vielen breitschultrigten, halbnakten Kerls, welche in allen Strassen stehen, und wenn sie nichts zu thun haben, entweder schlafen oder singen, oder essen. Die wenigsten sind eingebohrne Livorneser, und das Gesindel von Genua, Lucca, Pisa und andern Nachbarorten sammelt sich zu ihnen. Sie sind die thätigsten Leute, wenn sie Hunger haben; und die trägsten, wenn sie satt sind; die freundlichsten und schmeichelndsten, wenn sie Arbeit suchen; die gröbsten und am schwersten zu befriedigenden, wenn sie sie geleistet haben. Die Noth zwingt sie zu den äussersten Vergehungen; nie verschmähen sie den kleinsten Diebstahl, und

es ist dabei manchmal eben so sehr ihre Schlauheit, als ihr treues Zusammenhalten zu bewundern. Oft werden sie von den beeidigten Lastträgern, wenn diese mit Arbeit zu sehr überhäuft sind, in Sold genommen, und murrend verrichten sie die freiwillige Arbeit, weil sie den Lohn mit jenen zu theilen haben.

Altes Herkommen, lange Erfahrung und viele schönen Züge von Ehrlichkeit, Verschwiegenheit und Ordnung haben den bergamaskischen Facchins das allgemeine Zutrauen erworben. Auch sind sie höchst besorgt, jeder Gelegenheit vorzubeugen, es zu verlieren. Die Geseze welche unter ihnen bestehen, verbieten jedem vor einem bestimmten Alter Uhren und Zöpfe zu tragen, und Abends nach acht Uhr ausser dem Hause zu seyn. So suchen sie sich vor den Verführungen der Eitelkeit und der nächtlichen Vergnügungen zu sichern, und erreichen

wirklich ihr Ziel, ehrliche Leute zu seyn, und dadurch wohlhabende zu werden.

Kaffeehäuser.

Wie die Kaffeehäuser von Livorno zu der Ehre kommen, welche ihnen Herr von Archenholz angethan hat, indem er sie für die schönsten in der Welt erklärte, begreife ich nicht. Ich habe sie in Mailand, Florenz, Rom, Neapel und Palermo eben so schön, und oft noch schöner gesehen.

Wie in Italien gewöhnlich, sind sie alle zu ebener Erde. Eine Menge kleiner Tische mit Marmorplatten, Bänke an der Wand hin, und kleine gepolsterte Stühlchen ohne Rüklehne. Des Sommers stehen noch Bänke vor der Thüre auf der Strasse, welche Abends alle besezt werden. Morgens sind Chokolade und Kaffee, Mittags Caffée und gebrannte Wasser, Abends Eis und Punsch

die Haupterfrischungen. Alles wird auf Silber bedient.

Die Vermischung so vieler Nazionen macht diese Orte äusserst merkwürdig. Für Geschäftsleute, und besonders für die kleineren, geheimen Industriearten ist hier das reichste Feld. Manche leben ganz allein auf den Caffeehäusern, und begnügen sich mit einem blossen Nachtaufenthalt ausser denselben. Ihre Briefe aber, Rechnungen und dergleichen, machen sie hier, mitten unter dem Lärmen, und das Caffeehaus ist ihnen, was dem Diogenes sein Fafs war.

Abends kommen auch Frauenzimmer von Stand in männlicher Begleitung hieher; besonders geschieht es an Sommerabenden, um Erfrischungen einzunehmen. Den Tabaksdampf müssen sie übrigens ertragen können; sonst ist ihres Bleibens nicht hier.

Sprüchwörter.

Ein solches Gemisch von Nazionen, wie die Bewohner von Livorno sind, hat keinen Karakter. Es wäre also überflüssig, einzelne Züge aufzuzählen, welche einem Karakter gleich sehen. Nur in einigen Sprüchwörtern verrathen sich zuweilen gewisse Ansichten, die man vielleicht allgemeine nennen darf.

Wenn der Livorneser sagt: Chi ha quattrini, è Signore; e chi ha più quattrini, è più Signore, (wer Geld hat, ist ein Herr, und wer noch mehr Geld hat, ist ein grösserer Herr,) so zeigt er freilich, dafs es in Livorno eben so sei, wie im Grunde überall. Sein Sprüchwort erhält aber bei ihm nur eine öftere Anwendung, weil der Fall so häufig vorkommt, dafs ein Mensch ohne Erziehung, Stand und Bildung ein recht grosser Herr wird.

Sagt er alsdann:

Con arte e con inganno,
Si campa mezzo l'anno;
E con inganno ed arte,
Si campa l'altra parte,

(Mit Kunst und Betrug kommt man die eine Hälfte des Jahrs durch; und mit Betrug und Kunst reicht man die andre aus.) So erklärt er damit, dafs es nicht schwer ist, sich, wie er in einem andern Sprüchwort sagt, auf seinen Bart lustig zu machen, und dafs es eigentlich gleichgültig sei, wie man durch die Welt komme, wenn man nur durch komme.

Venedig.

Beinahe die Hälfte der alten Stadt von Livorno ist mit Kanälen durchschnitten. Sie sind alle wohl ausgemauert, und meist mit steinernen Brustwehren eingefafst. Die Strassen ziehen sich neben ihnen hin, und sind

durch viele Brücken mit einander verbunden.

Darum heifst auch dieses Quartier das von Venedig. An den Ufern der Canäle wohnt die niedrigste Klasse der Bewohner, sind die Aboriginer der Stadt zu Hause. Hier wimmelt es von kleineren Fahrzeugen, und in den Strassen neben den Canälen herrscht immer grosse Thätigkeit mit Aus- und Einladen, Zimmern und Ausbessern der Fahrzeuge.

Man versichert, dafs die Bewohner von Venedig nur aus drei Familien bestehen, und findet auch wirklich eine Art von Gemeingeist unter ihnen, welcher so häufig durch gleiche Beschäftigung, gleiche Roheit und Wildheit erzeugt wird. Bei Volksaufständen ist diese Klasse die schreiende, und leicht bewegt man sie zum Murren und zum schnellgereizten, aber bald unterdrükten, Widerstand. Im Ganzen sind sie ziemlich

wohlhabend, und es hat manchen unter ihnen gegeben, welcher sich ohne Erziehung und Kenntnisse blos durch Thätigkeit und kühnen Unternehmungsgeist unter die ersten Klassen der Stadt geschwungen hat.

Diebereien.

Es wird vielleicht nirgends so viel gestohlen, wie in Livorno. Besonders kommen die kleinen Diebereien hier so häufig vor, dafs man auf gewisse Waaren, wie Stokfische z. B. schon einen gewissen Abgang durch diesen Industriezweig rechnet. Auch giebt es viele Buden, in welchen nichts, als gestohlne Sachen, verkauft werden.

Die Menschen erfinden sich immer gerne Ausdrüke für ihre Schwachheiten, durch welche sie dieselben zu mildern vermeinen. Dem Livorneser ist daher für Stehlen der gewöhnliche Ausdruk **rubare** zu stark, und er hat sich ein zärteres in dem Wort bul-

gare (eigentlich buscare) verfertiget. Man erzählt davon folgende lächerliche Anekdote.

Ein fremder Geistlicher, welcher diesen Ausdruk nicht kannte, saſs Vielen aus der niedrigsten Klasse zur Beichte. Ho bulgato, (ich habe gestohlen) war das Bekenntniſs aller dieser Leute, und der Beichtiger verstand darunter irgend ein unbedeutendes Vergehen, um so mehr, da das Nemliche beinah von allen wiederholt wurde. Endlich frug er einen, was denn das heissen wolle? — Man erklärte es ihm, und er rief aus: oh Signori Bulgatori, (o ihr Herrn Diebe) die Absolution gilt nicht!

Gelindigkeit der Regierung.

Vor allen Toskanern zeichnen sich die Bewohner von Livorno durch Freiheit der Denkungsart, Stolz auf ihren Wohlstand, und durch Starrsinn aus. Von jeher wurde

die Stadt daher auch von den Regierungen mit mehr Schonung behandelt, als andre, ob man diefs gleich bei Abgaben und dergleichen wieder herein brachte. Man erzählt auch von einem der Grofsherzoge, aus dem Hause Medici, dafs er einigen unruhigen Köpfen in Florenz gesagt habe: „wenn ihr in Florenz bleiben wollt, so müfst ihr euch nach der Ordnung fügen; wollt ihr diefs nicht, so gehet nach Livorno."

Grofsherzog Leopold, nachher Kaiser von Deutschland, welcher Toskana sehr gut kannte, wich nicht vom Sistem der vorigen Regierungen, in Bezug auf Livorno ab. „Livorno ist durchs Glük geworden, was es ist, erklärte er öfters: man mufs es auch als einen Glükspilz behandeln."

Tivoli.

Ein Landschaftsgemälde.

Tibur sit meæ sedes utinam senectæ!

Lage von Tivoli.

Abends, wenn die Sonne am Horizont niedersteigt, geht man in Rom gerne auf erhabenere Orte, von denen man die Stadt und ihre Umgebungen übersieht. Ein reiches Farbenspiel giebt allen Ansichten um diese Zeit einen Zauber, in welchem das Auge mit tiefer Rührung schwimmt, und das Gemüth sich in hoher Innigkeit sammelt. Der Geist wird ernster, je tiefer die Sonne niedersinkt, mit dem Tage, welcher dahin gieng, steigt ein Jahrtausend auf; die Gegenwart ist verschwunden, eine grosse

Vergangenheit hebt sich in kühnen Bildern empor, und der Augenblik ist gekommen, wo es die Seele mit Begeistrung bekennt, dafs sie in Rom ist.

In die Ferne strebet das menschliche Auge, wie der menschliche Geist. Hier erblikt es eine schöne Kette von blauen Bergen, deren Farbenreiz vielleicht in keiner Gegend der Erde gefunden wird. Da, wo die ersten Stufen des Sabinergebirgs in lieblichen Hügeln sich lagern, und durch eine wilde Schlucht der Anio hervordringt, liegt das Städtchen Tivoli. Je näher du ihm kommst, desto kleiner wird alles; aber in weiter Ferne schon schimmert der Schaum seiner Wasserfälle dir entgegen. Du kannst es kaum erwarten, bis du am Fufse des Gebirgs angekommen bist. Ein Wald von Oliven empfängt dich in seine bläuliche Schatten. Bald vernimmst du das Geräusch der Gewässer. Mäcenas Villa steht dir

schweigend, aber stille mahnend zur Seite. Du hast die Höhe erreicht, wirfst den Blik zurüke auf Roms grosse Ebene, und fährst in die Mauren des Städtchens, in welchem sich einst die gröfsten Geister der ersten Weltherrschaft in ländlicher Sitte vergnügten.

Tempel der Vesta.

Gerade am Rande des Abgrunds über der Neptunsgrotte oben steht der Tempel der Vesta, welcher so oft fälschlich der Sibyllentempel genannt wird. Wer nach Tivoli kommt, begnügt sich, dieser Ruine und ihrer schönen Lage zu lieb, mit dem schlechten Wirthshause, welches neben ihr gebaut ist. Man hat da nur zehn Schritte bis zum Tempel, kann in demselben frühstüken und essen, und hat alle mögliche Bequemlichkeit, die schöne Natur zu geniessen.

Dieser Tempel ist eine der schönsten Ruinen, die ich kenne. Sie ist hundertfältig

dargestellt von den Künstlern der heutigen und der ältern Zeiten. Nicht grofs, aber von schönem, edlem Geschmak ist die korinthische Architektur desselben. Ganz rund, und von oben offen, umzieht ihn eine bedekte Halle von Säulen der genannten Ordnung, welche sich auf der Seite gegen den Flufs ganz vortreflich erhalten hat.

Von wannen man ihn ansieht, nahe oder ferne, ist er die Zierde der Gegend. Vom entgegengesezten Ufer aus, oder von unten aus dem Abgrund herauf, erscheint er immer gleich reizend, und wenn die Abendsonne seine Säulen bepurpert, so kann man sich täuschen, dafs es der Wiederschein des ewigen Feuers sei, dessen die keuschen Jungfrauen darin warten.

Der Anio über dem Ponte Lupo.

In schnellem Flusse eilt der Anio durch schöne Gärten, mit Erlen bekränzt, der

einzigen Brüke zu, welche Tivoli mit den wenigen Häusern des andern Ufers verbindet. Ueber derselben hat ihm der Menschenfleifs auf beiden Seiten zween Arme abgeleitet, von denen der eine gleich in der Nähe einige Mühlräder treibt, und sich dann unter der Neptunsgrotte in starkem Falle mit dem Hauptflufs wieder vereinigt; der andre aber, in mehrere Zweige sich vertheilend, die vielen Gewerke Tivoli's belebt, seine Gärten benezt, und zum Theil durch Mäzenas Villa, zum Theil durch andre Gärten fliessend, wieder in vielfachem Sturz dem Vaterstrome zueilt.

Dieser aber bildet über der genannten Brüke einen künstlichen Fall, der zwar reich an Wasser, aber von zu regelmäfsiger Form ist. Er wirft sich auf wilde Felsen, in denen er sich zu verlieren scheint, und sprüht einen gewaltigen Regen in die Höhe, in welchem das Licht mit seinen

schönsten Farben spielt. Auf beiden Seiten ist er mit Gebäuden eingefafst; auf der einen mit einem Kanal, an welchem die Mädchen von Tivoli zu Duzenden stehn, und waschen; auf der andern durch unbedeutende Häuser.

Die Brüke, welche ihn gegen die Neptunsgrotte hin begrenzt, ist mit Mauern umgeben. Durch einige Gitter nur blikt man von derselben in den Wasserfall hinab, und ein kalter nasser Wind strömt da dem Wanderer entgegen.

Die Sirenengrotte.

Auf der, dem Tempel entgegengesezten, Seite dieses abentheuerlichen Flufsbettes steigt man zu der Sirenengrotte hinab. Man geht im Anfang durch angebautes Feld, und einigemale unter Rebendächern weg. Es ist ziemlich steil, und zikzak wendet sich der Weg. Er führt auf einen etwas freien Plaz, welcher ein kleines Vorgebirge bildet. Gerne

bleibt man da einige Zeit stehen, und blikt hinunter in das fürchterliche Loch, das man ergründen will. Tief unten braust das empörte Element; aber der Wasserstaub näfst selbst hier oben, wo er eine Höhe von mehr als hundert Fufs erreichen mufs, bis er treffen kann. Man sieht sich gerne um, weil die Einfassungen des Kessels, die Häuser von Tivoli und der reizende Vestatempel noch von diesem Standpunkt aus gesehen werden.

Gefährlich ist der Pfad, welcher weiter führt. Glüklicherweise hat ihn der Furchtsame noch nicht gesehen, sonst würde ihm sein Genufs auf dem vorigen Ruheort verbittert worden seyn. Wie im Leben das Schwerste mit dem Leichtern beginnt, so sezt er seinen Fufs muthig auf, und steigt tiefer. Aber je weiter er kommt, desto gefahrvoller wird seine Bahn. Es sind enge, um Felsen und nasses Erdreich sich windende, Treppen, auf welchen nicht zwo Personen, nicht zween

Füsse zugleich stehen können. Links geht es tief hinunter auf das grause Gestein und die wilde Fluth. Schwache Schranken verführen, sich an sie zu halten, aber die Hand fühlt gleich, dafs hier keine Stüze sey. Der Boden ist nafs, und von Erde und Wasserstaub glitschich — nur die gröste Vorsicht und der feste Muth führen zum Ziele.

Der gefahrvolle Weg ist zurükgelegt. Wir stehen nun auf wildem Gestein, wie es das gewaltige Element aus der Erde Bauch herausgewühlt hat. Der grofsblätterige Huflattig *) dekt es zum Theil, macht aber den Gang darüber hin nur beschwerlicher noch. Endlich sind wir unter den Felsenbogen gekommen, die vier lezten schmalen Treppen hinabgestiegen, und stehen, durch ein schwaches Geländer getrennt, an diesem fürchterlichen Wasserrade.

*) *Tussilago hybridas.* Linn.

Ein Wasserrad dürfen wir es nennen, eines der schnellsten im ganzen Uhrwerk der Natur. Nichts geht über die Eile, womit sich das Element hier, wie in sein Grab, hinunterstürzt; nichts über den Stolz, womit es in seine Zerstörung zu eilen scheint. Gewaltig bäumt es sich im Fall in die Höhe, geisselt die Felsen, die es empfangen, droht herauf noch aus der Tiefe, und bezeugt es, dafs kein Element sterben kann.

Wunderbar ergreift es die Seele hier. Gedanken an die Eile der Zeit, an die Raschheit der Zerstörung Alles dessen, was ist, füllen sie ängstigend aus. Das Leben oben ist vergessen, betäubt steht man da, blikt stier den Fluthen nach, die immer durch neue ersezt werden, und wenn man einen Gedanken an den andern reihen kann, so ist es nur der: was ist es um Ein, um tausend Leben? Sie werden ja immer wieder durch tausend neue ersezt, die nur kommen, um wie-

der zu gehen! Gerne versenkt man sich in diesen Gedanken. Nichts stört ja hier die finstere Fantasie. Kein Wort des Freundes, der Freundin erreicht dein Ohr; kein Laut ward jemals in diesem Schlund gehört, als der Donner des empörten Elements. Du könntest dich hinabstürzen, und das Angstgeschrei deiner Mutter verhallte ungehört in den harten Felsen.

Weg von diesen Vorstellungen, welchen sich die Seele nur zu leicht öfnet! Wenden wir das Auge rükwärts, und sehen, woher der gewaltige Strom kömmt!

Es ist ein beinahe runder Kessel, in welchem wir stehen. Gegen die Seite zu, wo der Strom herab kömmt, rundet sich eine, mehrere hundert Fufs hohe, Felsenmauer, welche von der Zeit, dem oft veränderten Gang des Flusses, und der Arbeit der Menschen vielfach durchlöchert ist. An ihr erkennt man noch einige Bogen, welche Ueber-

bleibsel von Substruktionen alter Villen sind; sieht man Gitterlöcher von, in den Felsen gegrabenen, Kellern; alte Oefnungen, durch die sich der Strom einst herausarbeitete. Häufig ist sie mit frischem Grün überwachsen. Zahllose Vögel nisten sicher in ihren Höhlen und Gebüschen, und lassen das Auge, wenn sie in die Tiefe flattern, die Grösse des Abgrunds ermessen.

An dieser Felswand stürzt sich der eine Arm des Flusses, nachdem er oben eine, auch hier noch sichtbare, Beugung gemacht hat, als ein langer Schneestreifen herab, und verbindet sich mit dem andern Arm, welcher aus der Neptunsgrotte kommt, unter gewaltigem Donner und Sieden des Wassers. Vereint ergiessen sie sich in geringem Falle über ein zweites, engeres Bassin, um hier gleichsam neue Kräfte zu sammeln. Aber sie drängen sich gleich wieder durch zween Felsen hindurch, gegen die Tiefe. Im Anfang ist

der Fall nicht so rasch; aber auf einmal gewinnt er eine Schnelligkeit, der das Auge nicht mehr folgen kann.

An diesem Standpunkte haben wir den Strom zuerst gesehn. Wir sind da unter dem gewaltigen Felsbogen gestanden, in welchem er sich verliert. Die wilden Massen, die in lauter abentheuerlich runden Steingedärmen bestehen, lassen nur undeutlich die Aehnlichkeit mit der Gestalt einer Sirene erkennen, welche der Grotte den Namen gegeben haben soll, und begünstigen die wahrscheinlichere Erklärung, dafs er von der Familie des Sirenus herstammt, welche eine Villa in diesen Gegenden besessen hat.

Neptunsgrotte.

Nahe beim Wirthshause zum Vestatempel kommt man durch einen engen, schmuzigen Winkel zu einem Garten, durch welchen der Weg nach der Neptunsgrotte führt. Er ist

nicht steil, und nicht gefährlich; aber merkwürdig durch die Form der Felsen, neben denen er eine Zeitlang fortgeht. Man sieht, dafs er blos aus Versteinerungen besteht, und erkennt da ein Rad, dort einen Baumast, oder etwas dergleichen. Auch sind an manchen Orten kleinere und grössere Grotten darin, welche aber zu eng sind, um sie untersuchen zu können. Lieber wandelt man unter den Rebendächern, uud läfst sich gerne auf einem runden, mit Gebüsch umkränzten, Size nieder, von dem man schon einen Theil desjenigen sieht, was man bald nachher in seiner höchsten Grösse schaut.

Wir stehen an der Neptunsgrotte. Sie ist ein würdiges Haus des Gottes, der das wildeste Element beherrscht. Es ist eine, etwa zwanzig Fufs hohe, Höhle, welche die Gewalt des Wassers ausgewaschen hat. Ihr Grund ist ein kleiner See, neben dem der Muthige sich hinwendet, um dem Fall des

Flusses, welcher hinter der Grotte ist, näher zu kommen. Oben in der Kuppel der Höhle ist eine Oefnung, durch die das Licht hineinfällt, und welche, wenn sie vorne geschlossen wäre, wunderbare Wirkungen hervorbringen müfste. Am Ende derselben steht eine Felsmauer gegen den Wasserfall hingewälzt, die der Muthigste nur besteigt. Er hat über steile, von Moos, Erde und Wasser geglättete, Steine wegzuklettern, und wagt den Fall auf die spizen Klippen, oder in den See der Grotte. Ist es ihm aber gelungen, so steht er beinahe in der Wasserhöhle drin, welche furchtbar, aber unschädlich, neben ihm hinabdonnert, und ihn noch mit ihrem Wasserstaube nezt. Ein kalter, nasser Wind strömt ihm schon unten in der Grotte entgegen. Schon hier trift ihn der Staub; aber er weilt gerne; denn es bilden die Lichtstrahlen tausendfältigen Wechsel von Regenbogen, einen oft über den andern, dafs man

hinaufsteigen, über dicse magische Treppe, sich auf den höchsten Bogen niedersezen möchte, stolz, dafs die Schönheit die wilde Gewalt beherrscht.

Ein andrer Weg führt dem fürchterlichen Schauspiel gefährlich näher. Um die eine Einfassung der Neptunsgrotte geht ein enger Pfad. Halsbrechend steigt er auf der engsten und steilsten Felstreppe empor, wendet sich einigemal kühn mit dem Wanderer um, und bringt ihn endlich auf die Höhe, von welcher aus er die beiden Wasserfälle überbliken kann. Den ersten, den wir in der Neptunsgrotte schon schreklich hinabtoben gesehn, sucht das Auge zuerst auf. Es findet ihn in einer finstern Felskluft herabwüthen, schneeweifs geifernd im Finstern des Lochs. Er hat sich kaum von dem ersten Sturz erholt, ward hinuntergezwungen unter Felsen, und einem Löwen gleich, der losgelässen ward von seiner Kette, rast er nun furchtbar die

gewaltige Bahn herab. Aber, als ob sich hier ein Element gegen das andre verschworen hätte, die Erde das Wasser zu quälen, und das Wasser die Erde zu peitschen, so empfängt sie es gleich wieder mit einem Abgrund, über die sie es hinabstürzt, um sich im Kampf zu begegnen mit dem andern Arm, der sich gerade aus der Felswand heraus senkrecht über hundert Fufs hinabstürzt, um sich mit seinem Bruder zu vereinigen.

Ob sich gleich oben das regste Leben der vegetabilischen Natur um den Rand dieser Wasserhöhle herumkränzt, so ist es doch fürchterlich einsam da unten. Die Vögel, die in dem Felsen nisten, flattern furchtsam über das Wasser, und bezeugen es, dafs auch für die Bewohner der Luft Gefahr ist. Wie manche Taube, die müde hier angekommen ist, verliefs die Kraft über dem Wasser, dafs sie hinabstürzte! Nur wenigen gelingt der kühne Flug, den ich einst mit Staunen gesehen habe,

dafs sie mit dem Wasser in der Sireuengrotte in den Schlund flogen, um auf der andern Seite wieder herauszukommen!

Aber wehe dem Menschen, den hier die gefahrvolle Stunde ereilt! Es giebt keinen Arm, der ihn zu retten vermöchte. Noch ist die schrekliche Begebenheit in Jedes Munde von dem Jäger, der hier die Taube, welche er geschossen, mit dem schreklichsten Tod versöhnte. Er fiel oben bei der Neptunsgrotte. Das Wasser zog ihn hinab, wo sich die beiden Arme vereinigen, und die Wuth des empörten Elements verschonte ihn. Es rifs ihn mit sich fort, zwang ihn aber, seinem Sturz in der Sirenengrotte nah, so fest zwischen zween Felsen, dafs er angenagelt war, wie Prometheus an des Kaukasus Gebirge. Im Anfang vielleicht hätte er loskommen können; aber er harrte, weil er, so wie er von dem Felsen frei war, wieder der Gewalt des Wassers überlassen, ohne Rettung in den

schreklichen Sirenenschlund gerissen wurde. So hing er da, zween Tage, und zwo Nächte. Kein Angstgeschrei machte den Leidenden kund. Nach Verfluſs der genannten Zeit ward er gefunden; aber kein Mittel, ihn loszubringen, war wirksam. Er lebte immer noch, und flehte seinen Vater um Barmherzigkeit, daſs er seine Quaal durch einen Schuſs endigen möchte. Der Vater stand da in Verzweiflung. Nur zween Schritte von dem Sohne und ihm in der fürchterlichsten Quaal nicht helfen zu können! Da nahm er seine Flinte, drükte los, und endigte mit grossem Sinn und heldenmässiger Liebe durch eine Kugel des Sohnes Marter.

Villa des Mäzenas.

So nennt man die bedeutendsten Ueberreste eines alten Prachtgebäudes. Es ist wohl auch kein Zweifel, daſs sie einst von dem Freund

und Regierungsgehülfen Augusts erbaut und bewohnt waren.

Sie liegen etwas niedriger noch, als die Villa d'Este, aber vielleicht besser. Die Aussicht auf Rom ist dieselbe; aber, näher dem Bette des Anio gerükt, hat sie den Genuſs seines reichen Wasserspiels, und seines, im Alterthum mit Villen übersäten, Ufer voraus.

Es muſs ein königliches Gebäude gewesen seyn, von ungeheurem Umfang und seltener Pracht. In zween Absäzen zog es sich von da, wo es jezt gegen die Seite von Rom begrenzt ist, bis hinauf den Berg, wo die Häuser von Tivoli beginnen. Um der starken Senkung des Bergs, worauf es steht, zu begegnen, waren Substruktionen nöthig, welche heutzutage noch, da sie die hohe Last, die sie trugen, abgeschüttelt haben, Staunen erregen. Ein Stokwerk thürmte sich über das andere; von einem Hofe stieg man auf prächtigen Treppen zum andern empor. Bei allen

war die Seite gegen Rom freigelassen; um alle zogen sich Arkaden herum, von denen noch bedeutende Reste übrig sind, und führten in die anliegenden geräumigen Säle. Unter der Villa weg ging die Strasse von Rom nach Tivoli, auf dafs dem wachsamen Manne nichts entgehen konnte, was sich auf derselben bewegte. Ein reicher Arm des Anio belebte die Fischereien, die Naumachien und Brunnen, erfrischte die Zimmer und Bäder, und bildete in den Gärten mancherlei grosse und reizende Wasserfälle. August selbst wohnte manchmal hier; hier versammelte sich um den freundlichen Liebling des Kaisers die Blüthe der Geister jenes schönen Zeitalters, und sie freuten sich gegenseitig des Genusses der schönsten Natur und der höhern Gefühle, welche sie einflöfst.

Wie viel Schönes und Grosses ist untergegangen in der Zeit! Wie hat sich Alles hier verwandelt, wo so oft der Glanzpunkt der

römischen Weltherrschaft war! Noch fliefst der Anio durch die Mauren von Mäzenas Villa; aber er treibt nun klappernde Mühlen darin, welche in den Prachtsälen des alten Gebäudes angebracht sind. Beschwerliche Treppen führen von einem Stok zum andern; auf schmalen Brettern, über das Wasser weg, kommt man einigemal von Zimmer zu Zimmer, und, wo vielleicht einst August, Mäzenas, Virgil und Horaz schlummerten, da ruhen nun Mehlsäke und müde Esel.

Am besten sucht man sich die Ansicht der bedeutungsvollen Ruine von der Höhe des entgegengesezten Ufers. Da stellt sie sich, auf ihren ungeheuren Bogen ruhend, majestätisch dar. Ein Arm des Anio stürzt aus einem derselben heraus, wohl fünfzig Fufs tief senkrecht hinunter, und bildet in seiner weitern Eile zu dem Flufs, von dem er sich getrennt hat, mannigfaltig reizende Wasserfälle.

Villa d'Este.

In kostbaren, aber meist geschmaklosen, Resten steht hier noch ein Denkmal der ehmaligen Reichthümer des Hauses Este.

Es ist die Villa, welche der Kardinal Hippolit von Ferrara, unter der Regierung Julius III, anlegte. Sie stellt den Gartengeschmak jener Zeit getreulich dar, und hat ihr wohl die Ehre zu verdanken, von manchen italienischen Schriftstellern die Blume der Gärten genannt zu werden.

Ueber die Lage dieser Villa geht nichts; und wenn die Alten zu wählen verstanden, so wufsten es die Neuern auch. Sie liegt auf dem Abhang, welcher Tivoli trägt, und beherrscht seine Gegend und die ganze Campagne von Rom. Man kommt gerne Abends hieher, die Sonne untergehn zu sehn; denn wunderbar ist die Malerei der Luft in diesen wenigen Augenbliken. Ein grosser Mann, der unübertrefliche Claude, ist jeden Abend auf

dem Balkon gestanden, um das schöne Schauspiel zu geniessen und darstellen zu lernen. Die Söhne der Kunst folgen gerne seinem Beispiel, und wenn sie es nicht nachahmen können, so sehen sie es doch.

Die schönsten Cypressen und Pinien finden sich in diesem Garten. Wie oft sind wir ihnen schon in neuern Landschaftsgemälden begegnet? Es sind ihrer nicht viele; aber keiner hat sie noch erschöpft.

Was wäre nicht aus diesem Garten zu machen, wenn des Gärtners Scheere ein Jahrzehend rastete! So haben sie die üppigsten Gebüsche in Affengestalten verzerrt, dafs man mit Ekel den Blik von ihnen wegwendet.

Was dem Garten zu seiner Zeit einen ganz besondern Werth gab, sind die Wasserkünste, wodurch er ein Zeitalter belustigte, das daran Freude fand. Es ist darum eine kleine Stadt angelegt, worin man das Pantheon und die merkwürdigsten Gebäude des

alten Roms erkennen soll. Ein Druk belebte ehmals diese abgeschmakte Künstelei mit unzähligen Springbrunnen; aber die Maschinen sind verdorben, und noch viele der andern Wasserkünste dahin.

Dafür ist aber mancher schöne Brunnen geblieben. Einen nannte Michel-Angelo die Königin der Fontänen, und heutzutag, wo er ohne Wartung noch fortarbeitet, ist er des Namens würdig. Es ist ein grosser Wasserstrom, der sich über wilde Felsen in ein weites Bassin ergiefst. Rings herum stehen Bäume. In den Nischen, die das Oval des Brunnens umfassen, sind Statuen gestellt, und über dem Strom steht die kolossale Bildsäule der Tiburtinischen Sibylle. Eine lange Allee öfnet sich von derselben mit der Aussicht auf das ferne Rom, und unter dem Wasser weg führen kühle Gänge, welche nun den Einsturz drohen.

Die Cascatellen.

Um die Cascatellen zu sehen, thut man am besten, an dem rechten Ufer des Anio hinzureiten. Der Weg ist etwas weit, die Hize des Sommers an dem kahlen Oelberg, neben dem es weggeht, sehr drükend, man nehme daher einen Esel. Man hat bei dieser Reuterei mehrere Vortheile. Das Neue derselben macht uns Ultramontanen manchen Spafs; die Bewegung ist sanft und langsam. Man kann ganz bequem seinen Horaz lesen, wenn man nicht um sich bliken will, und ist doch nicht in Gefahr, die schönen Standpunkte zu verlieren, da die Esel gewohnt sind, von selbst bei denselben stille zu halten, und nicht früher vorwärts zu gehn, als bis man sie etwas derb dazu angetrieben hat.

Schon von der Höhe des Wegs hat man mehreremale durch die dunklen Oelbäume hindurch die schönsten Ansichten der Cascatellen. Aber wir wollen uns weder hier,

noch bei den mancherlei Ruinen, welchen wir begegnen, aufhalten. Folgen wir dem Weg, der uns wieder den Berg hinabführt.

Unten an demselben geht ein enger Pfad wieder an dem Strome hinauf. Bald haben wir eine Stelle erreicht, wo wir einen breiten Arm des Anio in weiter Bahn den hohen Berg herabfliessen sehen. Die Wassermasse hat sich in viele kleine Bäche vertheilt, die sich von Zeit zu Zeit wieder auf einem Hügelbassin sammeln, und, als scherzten sie mit einander, sich wieder vertheilen, um sich auf einem andern Hügel wieder zu finden. Der ganze Berg ist mit Gebüsch überwachsen, und oft verliert sich die schneeweisse Fluthensäule im Grün, um unter derselben in diken Wolken von Wasserstaub wieder hervorzubrausen.

In gediegener Masse stürzt sich weiterhin der Arm herunter, welcher sich aus dem Bogen der Mäzenas-Villa ergiefst. Noch regel-

mäfsiger fliefst ein andrer Bach, der sich unter einem Rebendache hervorwindet, und dem Vaterflusse zueilt. Ohne gewaltigen Sturz gleitet er an dem Abhange herunter, und vereinigt sich mit ihm ruhiger, als alle seine Brüder.

Wilder ist die grosse Cascatelle, der wir uns zulezt nähern. Hier ist mehr Wasser vereinigt, als in allen andern. Der Berg bildet da scharf abgeschnittene, hohe Terrassen, über die sich der Flufs stürzen mufs.

Sezen wir uns unter das Rebendach, welches uns in seine Schatten einladet! Wir haben da den Wasserfall gerade gegen uns über, und neben uns öfnet sich die Aussich in die Bergkluft hinauf, durch welche der Vater Anio sich in manchen kleinen Fällen und Beugungen herabwindet. Hoch oben herab stürzt sein wilder Sohn, und rastet an einer Terrasse, um sich gleich wieder in silberner Staubmasse auf die zweite hinunter zu

werfen. Hier hat er sich ein weites Bassin, rings von Gebüsch und Kraut umgeben, gebildet. Aber es vermag ihn nicht zu halten. Er eilt wieder hinaus, um sich an einer andern, über hundert Fufs hohen, Felsmauer herabzustürzen, unten auf den Klippen in Staub zu zerschellen, und sich dann müde in seines Vaters Arme zu flüchten.

Den Rükweg nimmt man gerne an dem Berge empor, auf welchem Tivoli liegt. Nahe bei der Brüke des Teverone erfrischt man sich in dem schönen klaren Quell, welcher durch sein süsses Geplätscher zu sich einladet.

Die Quelle der Blandusia.

Mögen die Zweifler sagen, was sie wollen, wenn es die Quelle nicht ist, an welche Horaz seine schöne Ode gesungen hat, so ist sie doch würdig, es zu seyn. Unter Gebüschen hervor fliefst sie in das Beken, welches ein alter Bogen bedekt, und giefst ihren

Ueberfluſs über seinen Rand aus. Eine weiche Sandbank vor ihr ladet des müden Wanderers Fuſs zu sich, ihre Schatten überreden noch kräftiger, und man braucht kein Diogenes zu seyn, um hier gerne aus der Hand zu trinken.

Wie heiter war mir in deinen Schatten, klarer Quell, die Gegenwart! Wie froh mein Blik in die Vergangenheit, wie hoſnungsvoll meine Aussicht in die Zukunft! Im Kreise der trautesten Freunde stieg die Vorwelt zu mir herab, versammelten sich August, Mäzenas und Horaz um mich! Cinthia war da am Arme ihres Properz; Katull kam fröhlich mit; die Tyrannenhasser, Brutus und Kassius, legten ihren Haſs und ihre finstre Miene ab. Da tratet ihr zu mir, du, guter Vater, theure Mutter, ihr lieben Schwestern, und du, inniger Freund meines Herzens an Parthenopens Gestaden — ihr geselltet euch treulich zu den Geistern der Vorwelt und zu

meinen gegenwärtigen Freunden. Wir tranken gemeinschaftlich aus dem kristallenen Quell, und freuten uns, dafs die Guten sich Freunde sind, welcher Zeit und welchem Lande sie angehören mögen.

Ardinghello an Tizian *).

Aus Rom.

So bin ich denn endlich wieder in Italien, lieber Tizian! Unsre Republik fieng mir am Ende doch an langweilig zu werden. Es geht da gar zu ordentlich her! Wie es gestern war, ist es heute, und wird es morgen seyn. Das Elixir, welches der alte Mönch, vom Berge Athos, unserm neuen Staat zur Taufe schenkte, hat uns zwar lange erhalten; aber wir sind sammt und sonders alt geworden. Du solltest unsre Frauen sehen. Die Hexe von Endor, so arg sie nur einer

*) Dieser Brief ist ein Versuch, das heutige römische Künstlerleben zu schildern, und sollte fortgesezt werden. Da es aber unausbleibliche Folge der Wahrheit in solchen Darstellungen ist, dafs sich Einzelne getroffen fühlen, so habe ich die Fortsezung unterlassen.

der niederländischen Thiermenschenmaler seinen harthäutigen Landsleuten zeigen kann, ist eine Schönheit in Vergleichung mit unsern schönsten Mütterchen. Der jüngern sind freilich auch mancherlei nachgewachsen; aber dein Ardinghello, dem sonst die Weiber, wie die Blüthen vom Pfirsichbaum, in die Arme gefallen sind, kann sich an jedem Mondwechsel kaum eines eiskalten Küfschens erfreuen. Wo Unsterblichkeit ist, müfste auch Jugend seyn. Aurora hat das lange erfahren; wir glaubten's dem Weisen vom Berge nicht, und griffen unbesonnen nach dem, Leben erhaltenden, Trank, ohne uns träumen zu lassen, dafs auch Greise unsterblich seyn könnten.

Was brauch ich dir das Alles zu sagen, Freund? Du hast das Bessere erwählt, und lebtest unter den Sterblichen, um auch mit ihnen zu sterben. Auf dem schönern Sterne fandst du deine Jugend wieder, wohin für

uns keine Strasse führt, bis das Schiksal der Völker unsres Erdtheils vollendet ist. Möchte das seyn! Schau, darum bin ich wieder herausgegangen aus unsrer Insel, um zu sehen, ob die grofse Stunde bald schlagen wird. Ich bin herumgewandelt; aber der Seiger ist noch ferne von der gewichtigen Zahl. Ich kann wohl noch ein Jahrtausend fortaltern, bis nichts mehr, als der Laut, wie von Echo, mir übrig, und ein andres Jahrtausend, bis auch der verstummt ist.

Aber was soll ich dir klagen? Keine Klage darf ja bis ins Elysium dringen. Darum heiter noch! Freund, dein Arding-hello ist noch muntern Geistes. Auf seinem weissen Bart ruht noch eine Wange, worauf sich das Abendroth spiegelt. Er hat ja viel, und lange und herrlich gelebt, so labe er sich denn an der Vergangenheit, und freue sich in dem Bewufstseyn, ein einziges Schiksal ergriffen zu haben, von welchem die

andern keine Ahnung haben können. Noch schäumt die Schaale meines Wizes; noch ergeh' ich mich in meinen alten Sprüngen, und am Ende ist es doch was Schönes, um das Leben, giebt es, wie Euripides sagt, nichts Erfreulicheres, als der Sonne Licht zu schauen.

Hier, in Rom, ruh' ich aus von meiner langen Wallfahrt. Ich habe mich bei den Kapuzinern auf dem Kapitol eingemiethet. Da wohn ich in einer ruhigen Zelle, wo ich höchstens den dumpfen Chorgesang der Brüder höre; denn seit Brutus dahin sank, ist es auf dem alten Berge stille geworden.

Da mache ich denn manchen Spaziergang gegen das Kolosseum hin. Denke einmal, ich steige noch oft hinauf, so weit zu steigen ist; und steige, wo sich die Andern nicht hinwagen, weil sie den Tod zu fürchten haben. Die Armen würden mich gerne für einen Seiltänzer halten, wenn mein Bart

nicht zu lang wäre; oder für ein Gespenst, wenn sie mich nicht mit so herzlichem Appetit immer mein Frühstük unter den Trümmern verzehren sähen.

Manchmal macht es mich doch wehmüthig, wenn ich keinen der alten Genossen mehr finde, und hingehen mufs in die geschmaklosen Kirchen, um ihre Werke hinter rauchenden Lampen aufzusuchen. Und viele sind gar nicht einmal mehr da. Wie oft ist es mir schon geschehen, dafs ich statt der herrlichen Originale an den, mir noch so wohl bekannten, Orten nur stümperhafte Kopien dieses stümperhaften Zeitalters antraf!

Solch eine Erfahrung hält mich dann immer mehrere Tage in meiner Zelle. Aber ich bin ein zu grofser Freund der Menschen. Es treibt mich jedesmal bald wieder heraus.

Mit unter giebt's auch wieder Spafs, und ich habe mir schon manchmal meinen lan-

gen Bart herzlich voll gelacht. Aber ich mufs mich erst darein finden lernen, bis ich lache. Es ist in dieser Zeit alles so gelehrtkomisch geworden, dafs man sich vorher recht darüber besinnen mufs, ehe man sich todlachen darf.

Du kannst denken, dafs mich unsere Kunstgenossen am allermeisten interessiren. Lange bin ich nach ihnen gegangen, ehe ich sie nur erkannt habe. Oefters zwar sah ich Menschen, mit grofsen Büchern in der Hand, durch die Strafsen ziehen, aber ich liefs es mir nie einfallen, dafs sie Künstler wären. Denke sie dir mit weiten Schifferhosen, einem abgenuzten Roke und Hute, mit glattem Kinn, wie aus Seife geformt, einer langen Pfeiffe im Mund, welche das ganze Kolosseum verpestet, wenn sich einer darin sehen läfst, und trage auf alle ihre Gewänder die Farben einer beschmuzten Pallete — und du hast einen der Nach-

folger Raphaels vor dir. Magst du sie ansehen, wie du willst; ich mufs dir gestehen, dafs ich sie lange für Buchbindergesellen gehalten habe.

In den Logen von Raphael berichtigte ich mich zum erstenmal. Ich kam hinein; da safsen in einer Reihe mehrere dieser Leute. Jeglicher hatte einen Stuhl und ein Tischchen vor sich, und war auf zwo Seiten durch ein ledernes Futteral gegen den Wind geschüzt. Den Armen machen die feurigen Schöpfungen da oben nicht mehr warm; sie steken sich in ein Futteral, um Raphael zu sehen!

Andre safsen da, und hatten Brillen auf der Nase, durch welche sie nach den Gemälden hinaufgukten. Für mich giebt es nichts komischeres, als einen Künstler mit der Brille. Ich mufste laut auflachen; denn ich glaubte einen Musiker zu sehen, der sich Eselsohren aufgeklebt hat, um schärfer zu hören.

Und was machen sie denn da? wirst du mich fragen. Nun sie kopieren die Gemälde in allen möglichen Graden der Verjüngung. Da wird der schaffende Gottvater, wie er über den Welten schwebt, abgemalt, dafs man ihn in einen Ring fassen kann. Die Egypterinnen, wie sie das Moseskindlein finden, sah ich zeichnen, um damit eine Spiegeleinfassung zu zieren. Was soll ich dir noch weiter sagen? Es wird dir wohl schon zu enge in der unsterblichen Brust geworden seyn. Mir ward's auch, ich konnte dem Ding nicht länger zusehn.

Aber ich war doch lange genug stehen geblieben, dafs sie glauben konnten, ich möchte wohl einer der Kunstliebhaber seyn, welche die Gemälde gerne so grofs haben, dafs sie sich in die Hosentasche steken lassen. Da ward mir gleich angeboten von Masaccio herab bis auf die jezigen Zeiten, in jeder Gröfse illuminirt und blofs gezeichnet,

mit schwarzer und rother Kreide, und Alles, wie sie mich versicherten, zu billigen Preisen.

Sieh, wie ich noch so muntrer Laune bin! Ich kaufte so ein Ding, um es mit nach Griechenland zu bringen. Da mögen sie wohl rechten Spafs mit haben. Einer machte einmal sogar die ganze Konstantinsschlacht auf einen zerbrochenen Knopf — und man hat es sehr bewundert.

Diefs sind nun freilich die von der allerniedrigsten Klasse, welche jeden Pinselzug für ein Stük Brods taxiren müssen. Es sind dieselben, welche die ganze Roma auf allen Seiten, an allen Eken, von allen Standpunkten, in allen Jahrs- und Tagszeiten gezeichnet, gemalt und gestochen haben, dafs es eine Freude für die Leute ist, wie sie das Ding so ähnlich machen.

Da kam ein Andrer mit gewaltigen Schritten hereingetreten. Ohne Aufenthalt eilte er die Gallerie hinunter, und blieb auf einmal

wie angedonnert stehen. Mit der Geschwindigkeit eines Puppenmanns griff er in die Tasche, und zog ein Buch mit einem Bleistift heraus. Es sollte einer der Arabesken gelten. Das ist ein göttlicher Gedanke! brummte er den Strichen nach, die er machte — eh du das Ding nur angesehen hättest, hatte er es schon in seinem Buche, dieses in der Tasche, und sich dir aus den Augen gehoben.

Ist der Mensch wahnsinnig, frug ich den, dem ich Geld zu lösen gegeben hatte? — Was Sie sagen! erhielt ich zur Antwort; diefs ist einer der ersten Künstler, vielleicht die Zierde der neueren Kunst. Er hat vor Kurzem ein Gemälde vollendet, welches im Pantheon ausgestellt ist. Ganz Rom geht hin, es zu sehen. Es ist so grofs, dafs es kaum zur Thüre hereingebracht werden konnte. Da sehen Sie wenigstens zehen tausend Personen darauf. Sie wissen gar nicht,

wo Sie ihr Auge zuerst hinrichten sollen. Eine Menge der interessantesten Gruppen, alle sogar aus dem jüngsten Gericht und dem Plafond der sixtinischen Kapelle, sind da zusammengedrängt. Was Raphael und Michael Angelo jemals gemacht haben, sind arme Kompositionen dagegen. Es ist eine Scene aus der neuern Geschichte; aber bewundern Sie den klassischen Geist des Mannes — alle Figuren sind im schönsten Geschmak der Griechen bekleidet. Die Farbengebung —

So? unterbrach ich den armen Schächer, als er gerade erst recht ins Gerede kommen wollte, und gieng hinunter. Ich trat in Raphaels Stanzen. Aber denke dir meinen Schreken! Die schönen Geräthschaften, welche zu unserer Zeit die Säle geziert hatten, waren verschwunden, die Gemälde ganz trübe und finster geworden, und in allen standen galgenähnliche Gerüste. Was soll

das heissen? frug ich mich; sollen die Mauern vielleicht übertüncht werden? Da blikt' ich hinauf, und siehe da, auf jeglichem safs ein junger Mensch, und zeichnete. Ich bat einen von ihnen um Erlaubnifs, zu ihm aufklettern zu dürfen. Und mit spöttischer Mine, als ob er dächte: komm nur, Alter, du wirst mir tüchtig zu lachen geben, wenn du die gefährliche Treppe hinunter fällst — gab er mir sie.

Aber ich kam glüklich hinauf. Was glaubst du wohl, dafs er machte? Er zeichnete die Geige, welche Apoll auf dem Parnasse hält. Das Männchen machte sich eine Sammlung von Geräthschaften, weil man diese immer wohl brauchen könnte, sagte er mir; denn so wie Raphael habe doch niemand die Geigen gemalt.

Bald wär' ich vor Schreken von dem Gerüste herabgefallen. Ich stieg nieder, und kam nicht mehr in Versuchung, noch einen

der Galgen zu besteigen, an welchen sich Raphael täglich aufhängen lassen mufs. Aergern mufste ich mich, dafs man gar keinem der Gemälde mehr zukommen konnte vor den Gerüsten. Die Gruppe in der Schule von Athen, wo Raphael sich selbst und seinem Lehrer ein bescheidenes Denkmal gestiftet hat, war frei. Da erholt' ich mich ein Stündchen lang im Anschauen.

Ueber den Burgbrand hatten sie ein Nez gezogen. O Raphael flieht nicht vor Euch! rief ich ihnen zu; aber ihr werdet ihn doch nicht im Neze fangen. Geht lieber hinaus damit an die Tiber, da thut ihr keinen leeren Zug.

Das Nez war gespannt worden, um desto leichter und richtiger zu zeichnen. Ein anderes, mit eben so vielen Feldern, hatte der schlaue Kopf, welcher hier um das Unsterbliche beschäftigt war, über sein Blatt gezogen. Da fieng er denn von unten an.

Seine niedrigsten Quadrätchen füllte er zuerst aus, erst die Beine, dann weiter hinauf — er endigte mit den Köpfen.

Ich gieng wieder heraus. Es waren mehrere Andre gekommen. Was wirst du machen? frug einer den Andern. — Ich werde die Köpfe alle aus den Stanzen mir nehmen, war die Antwort; dann kann ich nach Hause ziehn.

Da bitte ich mir nur den meinen zu verschonen, sagte ich, und griff nach meinem Barte; denn er ist auch da.

Ist der Alte wahnsinnig? frugen sie sich. Aber er hat einen schönen Bart, bemerkte der obige: was willst du, Alter, haben für deinen Bart; ich möchte mich gern im Karnaval damit maskiren?

Ein Bart von Eselshaaren wird dir besser stehen, Junge, gab ich zur Antwort. — Sie lachten Alle, und der Getroffene stieg stille auf sein Gerüste hinauf. Als er oben war,

rief er herunter: Elisa, Kahlkopf, komm herauf!

Du wirst denken, guter Tizian, dafs ich an diesen Versuchen, die heutigen Künstler kennen zu lernen, genug gehabt habe. Aber siehe, so gut ist meine Laune mir erhalten, dafs ich das nur lächerlich fand. Und am Ende, dacht' ich, werden doch nicht Alle seyn wie diese. Ich liefs mich die Mühe nicht verdriessen, weiter zu forschen.

Ich verdoppelte also meine Wanderungen, durch die Stadt. Nach langem Suchen kam ich endlich in das Quartier, wo die meisten Künstler wohnen. Aber, was habe ich da anders gesehen, als blossen Kunstfleifs, wenn dieses Wort nicht zu edel ist, um es auf erbärmliche Armseligkeiten anzuwenden, mit denen sich die Mehrzahl der Künstler beschäftigt? Ansichten der Stadt, aus allen Eken genommen, wurden da in buntschekigtem Gewande, wie Spiegelkarten, fabrizirt.

Keine Statue des Alterthums giebt es, so gut und schlecht sie auch sei, welche sie hier nicht in allen Formaten, bemalt und unbemalt, verkaufen, und es nahm mich nur Wunder, dafs sie sie nicht auch nach der heutigen Mode bekleidet haben, um sie dem Geschmak des Zeitalters noch mehr anzupassen. Andere zeigten mir, wie im Vertrauen, Schildereien, von welchen sie mir sagten, dafs man sie in Schlafzimmer aufhänge, und in Dosen fasse, um gewisse Reize hervorzubringen, welche sich aus diesem Zeitalter verlohren zu haben scheinen. Mit grossem Geheimnifs boten sie die, dir bekannten, Zeichnungen von Guilio Romano aus, welche er zu Pietro Aretino's erbärmlichem Texte gemacht hat, und zwar zu Preisen, wofür du ehmals ein unsterbliches Gemälde gegeben hättest.

Ich kam dann in die Werkstätte anderer Künstler, welche sich würdiger beschäftigen,

als diese. Ich habe da manchen Funken von Genie erkannt, welcher in einem günstigeren Zeitalter zur hohen Flamme geworden wäre. Aber, ob sie zu träge sind, oder, ob der Kreis der Kunst vollendet ist, erkannt' ich überall Gedanken, Stellungen und Wirkungen, welche von uns Alten entlehnt waren. Ich darf sagen, dafs nur Wenige etwas hervorgebracht haben, was ihnen eigen gehörte. Sie stehen, in einem gewissen Sinne, recht eigentlich auf unsern Schultern.

Aber wundern kann dich das nicht, wenn du weifst, wie sie es treiben. Die meisten glauben sich berechtigt, jeder Geistes - und Weltbildung zu entbehren, wenn sie die Palette halten können. Sie begnügen sich mit einigen dürftigen Theilen des Wissens, und wähnen ihre Schule vollendet, wenn sie die Uebersezungen einiger alten Dichter und Geschichtschreiber gelesen haben. Auch

das können sie sich noch ersparen, wenn sie in diesem, an Handbüchern so reichen Jahrhundert ihr Handbuch der Mythologie besizen, welches ihnen für den ganzen Schaz der Kunstschöpfung gilt. Nebenher haben sie noch etwa eine kleine Handwerksbibliothek, worin sie sich besonders über das Zufällige der Zeiten, Kostums und dergleichen belehren. Gleichviel, ob sie das im Kopfe, oder im Buche haben, so glauben sie sich berufen, für die Unsterblichkeit zu arbeiten. Sie kaufen sich eine mächtige Leinwand, und einen goldenen Rahmen. Diefs ist der Grundstein ihrer Unsterblichkeit. Jezt mufs ein Kindlein gebohren werden; denn die Wiege ist da. Aengstlich harren sie der Stunde der Begeisterung, wie der Lottospieler des Glükbringenden Traums; aber der Geist bleibt leer, der himmlische Strahl erfüllt ihn nicht. Da streben sie sich hinaufzustimmen, und suchen aussen

nach der Begeisterung, welche in ihnen wohnen sollte. Sie wandeln des Nachts um die alten Trümmer der hingeschwundenen Grösse, um wenigstens ein Gespenst zu schauen, wenn der Genius sie nicht mit seiner Erscheinung erfreuen will. Sie gehen in die Weinbuden, um da sich hinaufzuschrauben; sie werfen sich mit Wuth über einen Dichter her, um an seinem Feuer sich zu wärmen, und am Ende kommen sie zu uns alten Meistern geschlichen, und wir sind gutmüthig genug, sie ihr armes Lämpchen bei uns anzünden zu lassen.

Schau, diefs ist ungefähr die Geschichte der meisten ihrer Arbeiten. Aber darf es dich wundern, wenn es ihnen so ergeht, da ihnen gerade das Wesentlichste fehlt, was den höhern Menschen adelt? Leer ist, wie ich dir sagte, ihr Geist und ihr Herz, und sie sind einfältig genug, das für die Leere der Welt zu halten. Sie trösten sich

mit dem Gedanken, dafs sie einem bessern Jahrhundert zugehören. Sie finden diesen ihren Wahn durch die Rolle bestätigt, welche sie in der bessern Gesellschaft spielen. Weil ihnen das zweite Haupterfordernifs des Künstlers, Weltbildung, beinahe durchgängig mangelt, so fühlen sie sich, wo sie auftreten, verlegen, und da sie Eigendünkel genug haben, so messen sie Andern, nicht sich selbst, die Schuld bei. Wem das fehlt, was den Menschen zum Gliede der Gesellschaft macht, der ersezt es nur dürftig durch einzelne Fertigkeiten; denn der Mensch sucht überall den Menschen, nicht den Künstler. So sind sie am Ende beschränkt auf ihre Kunstgenossen, welche alle dieselbe Ansicht der Welt aussprechen. Da hüllen sie sich in ihren cynischen Mantel, und schimpfen über die Laien, wie sie Jeden nennen, der nicht im Hospital mit ihnen ist, kriechen aber doch vor ihm, sobald

sie das Metall wittern, welches doch der höchste Lohn für ihre Arbeit ist. Sie suchen etwas darin, sich von ihren Mitmenschen zu unterscheiden, und da sie es im Schimmer des Geistes nicht darstellen können, so finden sie das Genialische in der Erlaubnifs, die sie sich nehmen, im schmuzigen Gewande den höhern Geist zu verrathen, von dem sie wähnen, dafs er in ihnen spuke. Ich weifs nichts, was mich so sehr für einen Menschen einnähme, als Reinlichkeit und Geschmak in seinem Aeussern, und nie kann ich es einem Künstler verzeihen, wenn ihm dieser Vorzug mangelt. — O wenn ich unserer Zeiten gedenke, lieber Tizian, so möchte ich ihnen freilich mit dem sauren Salvator Rosa zurufen:

Prima, ch'esser Pittor, sia fitto in Forno,
Prima, ch'esser Pittor, il cul m'impegoli,
Prima, ch'esser Pittor, m'impali un Corno! *)

*) Eh' er den Maler macht, schiebt ihn in den Ofen;

Halte es mir zu gut, wenn ich dir einen Gedanken wiederhole, der freilich in der Gesellschaft ausgesprochen werden konnte, in welcher ich mich oft befinden mufste, um das zu erfahren, was ich dir geschrieben habe. Aber es sey mir verzeihlich, wie dem ehrlichen Salvator — ich mufste es sagen, wie er; denn das Herz war mir zu voll, wenn ich gleich weifs, dafs du mir mit Homer antworten wirst:

O du, des fürchterlich rasselnden Blizes
Gepolter! was hilfst du?

Eh' er den Maler macht, mag er mir
lieber den H... verpichen;
Eh' er den Maler macht, lieber noch
pflanz' er mir Hörner auf.

Denkwürdigkeiten aus dem Leben von Dante, Petrarka und Torquato Tasso.

Dante.

Nichts geht über die Verehrung, womit Dante von den Italienern betrachtet wird. Seine göttliche Komödie, welche das ganze Reich des Wissens und Denkens an die Religion anknüpft, gilt ihnen für die Encyklopädie aller Erkenntnifs seiner Zeit. Ja, Viele haben es so weit getrieben, in seinem Gedicht schon alles dasjenige angedeutet zu finden, was erst von spätern Zeitaltern entdekt wurde, und noch für künftige ein Räthsel ist. Man hat Beispiele, dafs einzelne, geistvolle Köpfe ihr ganzes Leben auf das Studium von Dante verwendet haben, und erst vor Kurzem ist ein Mönch in Parma gestorben, welcher in

langen Jahren nichts anderes gelesen hatte, als den Altvater der italienischen Dichtkunst. Bei so hoher Verehrung hatte Dante natürlich auch das Schiksal der biblischen Schriftsteller, dafs man vor lauter Sucht, Weisheit in ihm zu entdeken, Unsinn herausbrachte, den man mit Ehrfurcht anstaunte, als ein Orakel, zu welchem der Schlüssel noch nicht gefunden ist.

Wirklich ist er aber auch seinem ganzen Zeitalter vorangeschritten, und eine so umfassende Kenntnifs in ihm sichtbar, welche Staunen erregen mufs. Was heutzutage Jeder weifs, war damals nur das Eigenthum weniger Köpfe, und es wurde noch nicht so leicht, zu lernen, wie in einer Zeit, die mit Bequemlichkeit auf die Schultern der Vergangenheit gestiegen ist. Kenntnisse der Naturlehre, wie dafs ohne Licht das Reich der Vegetabilien nicht bestehen kann; wie der Bliz entsteht; dafs sich die Dünste in der

Atmosphäre in Wasser auflösen, und im Regen, Schnee, Hagel u. s. w. wieder niederfalle; dafs Regen und Thau alle Quellen und Flüsse unterhalten, u. s. w., waren zu Dante's Zeit Geheimnissen ähnlich, welche nur Wenige kannten, und die Meisten nicht geglaubt hätten. Bedenkt man überdiefs, wie schwer seine klassische Bildung in einer Periode Italiens war, da man Homer, Hesiod, Archimedes, Tacitus und andre griechische und lateinische Schriftsteller noch gar nicht kannte, so erklärt sich freilich seine Originalität *),

*) Die Originalität der Anlage seines Gedichts überhaupt, welche wohl nicht das Schäzenswertheste an ihm seyn dürfte, haben Dante'n verschiedene absprechen wollen, und der Àb. Costanzo vermeinte in seiner Lettera sopra un antico testo à penna della divina Comedia di Dante, con alcune annotazioni su le varianti lezioni e sulle postille del medesimo ein grosses Licht aufgestekt zu haben,

wird aber auch das Resultat seiner Studien beinah zu einem literarischen Räthsel.

Und dafs alle jene Kenntnisse nicht blofse gelernte und geglaubte, sondern völlig begriffene Säze bei ihm sind, beweist die schöne

> indem er behauptete, dafs Dante die Idee zu seiner göttlichen Komödie aus der Vision des Casinesischen Mönchs, Alberich, welche in einem Kodex aus dem zwölften Jahrhundert im Archiv von Monte Casino aufbewahrt wurde, entlehnt habe. Dergleichen Entdekungen haben sehr wenig Werth, und es liegt wohl niemand viel daran, zu wissen, ob irgend eine Träumerei einen klugen Mann auf ernstliche Gedanken gebracht habe. Wer übrigens an dergleichen Merkwürdigkeiten grossen Geschmak findet, dem kann ich noch die, ganz ähnliche, Vision des Priesters Bernold anzeigen, welche der Bischof Hincmar in seinen Werken erzählt, und die wohl kaum etwas anders, als ein, dem Geist jener Zeit angemessenes, politisches Gaukelspiel gewesen ist. (Hincmari opera. Edit. Sirmond. Lutet. Paris. 1645. fol. B. 2. p. 805.)

Anwendung derselben auf entferntere Gegenstände, und ihre Vergleichung. Wie schön vergleicht er z. B. das vergebliche Suchen nach der Quadratur des Zirkels, die Trägheit der Materie, die Sternschnuppen, die Elastizität, die Vibration der Saiten; und mit welch fester Ueberzeugung verachtet er die Magie, Astrologie und ähnliche Traumwissenschaften, durch welche sich zu seiner Zeit die besten Köpfe beherrschen liessen? — Wahrlich, selbst in unsern Tagen ist — nach Verhältnifs von Zeit und Ort — nichts Erspriefslicheres geschehen, als die, bald nach seinem Tode erfolgte, Anerkennung seiner Verdienste, indem man öffentliche Vorlesungen über die göttliche Komödie hielt, und sie sogar auf den Kanzeln erklärte.

Ein Mann von so hohem Sinne und so eiserner Festigkeit, wie sie Dante's Karakter auszeichnen, ist in keinem Zeitalter an seiner Stelle, verträgt sich aber doch am leichtesten

mit einer Geschichtsperiode, in welcher selbst wilde Kraft das Vorherrschende im Menschen ist. Dante's Zeit war eine solche, und dennoch fand er sich in ihr nicht zu Hause. Er stiefs zu häufig gegen den Geist derselben in Tugend, Religion und Politik an, weil er in der Achtung seiner Mitmenschen keine Veranlassung zu einer gefälligern Annäherung an sie finden konnte. „Denn, bemerkt eine alte Kronik von ihm, questo Dante per suo saper fu alquanto presuntuoso e sdegnoso, e quasi a guisa di filosofo, malgrazioso, non sapeva ben conservar co' Laici;" und Giovanni della Casa rathet in seinem Galateo, lange Zeit dem Hauptbuch für gute Lebensart in Italien, und noch jezt viel gelesen, seinen Schülern, Dante'n ja nicht zum Muster zu nehmen, indem er in der göttlichen Komödie, wie im Leben, den Wohlstand zu oft verletzt habe. Aber wer mag Dante'n darum tadeln,

dafs sich grosse Geister nicht mit dem Maasstab der kleinern messen lassen? — Nur zu gut kannte er die Gebrechen seiner Zeit, und wenn ihn sein Feuereifer oft zu weit fortrifs; so mag es nöthig gewesen sein, um einen gewaltigen Eindruk zu machen. Nirgends ist er erhabener, als wenn er die Verdorbenheit seiner Zeitgenossen schildert; und nirgends ist er auch befugter zum strengen Richteramt, da er seiner eigenen Reinheit zu sehr bewufst war.

Das Hauptsächlichste aus Dante's Leben ist zu bekannt, als dafs es hier wiederholt werden dürfte. Aber zur völligen Karakterisirung eines Mannes reicht die Bezeichnung seiner äussern Schiksale weit nicht hin. Diese werden, wo sie merkwürdig sind, doch nur von dem Helden selbst bestimmt, und es ist eine Art von vertraulicherer Bekanntschaft mit ihm nöthig. Um diese zu machen, dienen uns einige italienische Schriftsteller, bei

welchen man das am wenigsten suchen sollte, sind hauptsächlich die Novellieri brauchbar, deren Erzählungen sich in den meisten Fällen auf Thatsachen gründen.

Viele von den genannten Schriftstellern haben sich wiederholt. Je näher einer derselben also an Dante's Zeit steht, desto mehr Glauben verdient er auch; besonders da sich in den ältesten von ihnen der Urkarakter der italienischen Novellen, nur Begebenheiten zu erzählen, die man entweder selbst gesehen, oder von glaubwürdigen Personen gehört, am reinsten erhalten hat. Diese Vorzüge finden sich am besten vereinigt bei dem Florentiner, Franco Sacchetti, dessen Lebenszeit ungefehr in die Jahre 1335 bis 1410 trift, da Dante's seine die Jahre 1265 bis 1321 umfafst. In seinem Novellenbuch, einem der merkwürdigsten Werke für die Sittengeschichte der damaligen Zeit, kommen verschiedene Züge von unserm Dichter vor, welche eben so

unbekannt sein dürften, als sie merkwürdig bezeichnend sind. Diese will ich ausheben; und ihnen zuerst eine Erzählung des nemlichen Verfassers voranschiken, die für die hohe Verehrung zeuget, in welcher Dante schon in früher Zeit gestanden hat.

Am Hofe von Ferrara lebte ein Mann, der ein gescheidter Kopf, aber ein grober Sünder war. Vor allen Dingen hatte er das Laster der Spielsucht in hohem Grade, und verlor einst in Ravenna all sein Geld. In einer der sonderbaren Gemüthsstimmungen, welche gewaltigen Schlägen des Schiksals oftmals zu folgen pflegen, trat er in die Kirche, wo Dante's Grab ist. Er rifs alle Lichter, die vor einem Krucifix standen, herunter, und stellte sie mit den Worten auf des Dichters Sarkophag: „Nimm du sie lieber; du bist ihrer doch würdiger!"

Jedermann verwunderte sich höchlichst über diese Lästerung, und der Edelmann

wurde vor den Erzbischof von Ravenna gefodert. Er läugnete nichts, sondern vertheidigte sich, indem er sagte: „Vergleichet nur das Evangelium mit der göttlichen Komödie, und ihr werdet bald finden, in welchem die gröste Weisheit ist. Jener war Gott, und Dante ist doch nur ein einfältiger Mensch gewesen.“ — Der Erzbischof war mit dieser Ausrede zufrieden *).

Sacchetti giebt einen sonderbaren Grund von Dante's Exil in folgender Erzählung an.

Dante war ein Nachbar der Familie Adimari in Florenz. Ein Glied derselben befand sich im Gefängnifs, und sollte wegen eines Vergehens bestraft werden. Die Adimari baten den Dichter, sich bei dem Richter, welcher sein guter Freund war, für den Gefangenen zu verwenden. Dante versprach, das Seinige zu thun, und machte sich auf den

*) Sacchetti nov. 121.

Weg zum Richter. Auf diesem Gange kam er in der Nähe des Thors von S. Pietro an der Werkstätte eines Schmids vorbei, welcher eben ein Stük aus seinen Gedichten ganz erbärmlich und verstümmelt absang, und tüchtig dazu mit dem Hammer den Takt schlug. Diefs ärgerte ihn, und, ohne ein Wort zu sprechen, ging er in die Werkstätte hinein, nahm Hammer, Zangen und alles, was er sah, hinweg, und warf es auf die Strasse hinaus. Ganz erstaunt sah ihm der Schmid eine Weile zu, und brach dann endlich aus:

Was zum Teufel macht Ihr? Seid Ihr wahnsinnig?

Was treibst denn du?

Ich treibe mein Handwerk, und Ihr verderbet mein Geräthe.

Wenn du willst, dafs ich dir deine Sachen nicht verderbe, so mufst du mir die meinigen auch nicht verderben.

Was verderb' ich Euch denn?

Du singst meine Gedichte; aber nicht so, wie ich sie gemacht habe. Ich besize keine andre Kunst, als diese, und du verderbst sie mir.

Der Schmid sagte kein Wort weiter, sammelte still sein Geräthe wieder zusammen, und sang in Zukunft Dante's Gesänge nicht mehr.

Der Dichter ging weiter, und kam zu seinem Freunde, dem Richter. Sei es, dafs dieser Vorfall auf seine Laune gewirkt hatte, oder dafs er mit diesem Entschlusse hingegangen war, kurz, er sprach nicht nur nicht zum Vortheil des Gefangenen, sondern erzählte noch andre Unarten von ihm; unter andern, dafs er so hochmüthig sei, und, wenn er durch die Strassen reite, die Beine so weit auseinander streke, dafs niemand vorbei könne. — Dieses wirkte dahin, dafs Adimari noch härter bestraft wurde, seine Familie

aber ihm auch ewigen Hafs schwur, welches später zu seinem Exil wirksam wurde *).

Eine ähnliche Geschichte, wie die mit dem Schmid, erzählt Sacchetti von einem Eselstreiber, welchem Dante begegnete, wie er seine Gedichte vor sich hin sang. Hatte er ein Stük zu Ende, so rief er immer wieder seinem Esel zu: Arri, arri! — Dante gab ihm einen tüchtigen Schlag auf den Rüken, und sagte, das arri hab' ich nicht dazu gemacht. Der Eselstreiber liefs sichs gefallen, kehrte sich aber in einiger Entfernung gegen ihn um, strekte die Zunge heraus, machte die Feige (la fica, ein bekanntes Zeichen des Hohns, welches mit der Hand gemacht wird), und rief: Da hast du's. — Dante erwiederte: „Ich machte dir für hundert deiner Feigen auch nicht Eine;" welchen Ausspruch der Erzähler als einen ruhmvollen Beweis von Mässigung rühmt **).

*) Sacchetti nov. 114.

**) Ebenders. nov. 115.

Ich will mit einem Schwank endigen, den derselbe Schriftsteller erzählt. Ein sehr häfslicher Genueser war sterblich in ein Frauenzimmer verliebt, und konnte es durch alle möglichen Bemühuugen nicht dahin bringen, dafs sie ihn nur ansah. Er hatte viel von Dante's Weisheit gehört, und entschlofs sich daher, diesen um ein Mittel anzugehn, die Liebe seiner Grausamen zu gewinnen.

Er reiste nach Ravenna, und traf bei einem Gastmal mit Dante'n zusammen. Zufälliger Weise kam er neben ihn zu sizen, und ersah sich die Zeit, den weisen Mann zu fragen: was er in seinem Fall zu thun hätte?

Ich weifs kein anderes Mittel, erwiederte ihm Dante, als ihr müfst machen, dafs eure Geliebte schwanger wird. Die Weiber haben in diesem Zustand, wie euch bekannt ist, sonderbare Gelüste, und da könnte es ja wohl geschehn, dafs sie auch ein Gelüste nach euch bekäme.

Der Genueser fühlte das Beissende dieser Antwort tief, und gab von da an den Gedanken an seine Geliebte auf. Er wurde nachher ein guter Freund des Dichters, und blieb es sein Leben lang *).

Petrarka.

Wenn irgend ein Mann schon zu seinen Lebzeiten alle Ehre genofs, welche dem Verdienst gewöhnlich erst nach seinem Tode zu Theil wird, so ist es Petrarka. Er war, darf man mit Tiraboschi sagen, „das Idol seiner Zeit", und alle Stände beeiferten sich, ihm den gebührenden Zoll der Verehrung und Liebe zu bringen. Wie er in den wichtigsten Geschäften gebraucht wurde, wie er die einflufsreichsten Posten ausschlug, wie er an allen Höfen, wo er erschien, mit der selten-

*) Sacchetti nov. 8. — Eine andre Geschichte von Dante ist oben, in der Ansicht von Florenz, erzählt worden.

sten Auszeichnung, die kaum Fürsten wiewiederfuhr, aufgenommen wurde, weifs Jedermann. Er nahm an den wichtigsten Ereignissen der Zeit den innigsten Antheil, durfte sich unaufgefodert in öffentlichen Briefen mit Rath und Mahnung an die ersten Fürsten seiner Zeit wenden, und erhielt immer freundlich dankbare Antwort. Alle seine Reisen glichen einem Triumphe. Das Gerücht gieng der Ankunft des bescheidenen Mannes voran, man zog ihm entgegen, und bewirthete ihn überall auf Kosten des Staates. Aber mehr, als das, mufste ihm die innige Liebe und Verehrung erfreuen, womit einzelne Gemüther sich nach ihm sehnten, und sich glüklich priesen, ihn auf einige Stunden zu sehen, zu sprechen und zu bewirthen. Er erzählt selbst mehrere Scenen der Art, welche ich ausheben will.

Ein gewisser alter, blinder Lehrer der Grammatik in Pontremoli hatte gehört, dafs

Petrarka in Neapel wäre, und reifste in der Ungeduld, den theuren Mann selbst kennen zu lernen, mit seinem einzigen Sohne dahin. Der König Robert erfuhr die Ankunft des Alten, liefs ihn zu sich rufen, und war ganz erstaunt, den blinden Greis zu sehen, welcher steif und kalt war, wie eine Bronzstatue. Er sagte ihm, dafs er eilen müsse, wenn er den Petrarka noch einholen wolle, weil dieser schon vor einigen Tagen abgereifst, und entschlossen sey, nach Frankreich zurükzukehren. — Ich bin bereit, bis nach Indien zu reisen, erwiederte der Alte, wenn ich nur so glüklich bin, ihn aufzufinden. — Der König wunderte sich noch mehr, gab ihm Reisegeld, und entliefs ihn überaus gnädig. Der blinde Mann kommt nach Rom; aber Petrarka ist schon weg. Er kehrt nach Pontremoli zurük, verläfst es aber gleich wieder, da er erfährt, dafs Petrarka in Parma sey. Er kommt glüklich

in dieser Stadt an, und läfst sich sogleich in das Haus führen, wo der Dichter wohnte. Wer drükt nun die Freude des guten Alten aus, da er sich in der Nähe des grossen Mannes befindet? Bald von seinem Sohne, bald von einem Schüler, den er bei sich hat, läfst er sich in die Höhe heben, küfst das Haupt, welches, wie er sagt, so edle Ideen empfangen, küfst die Hand, die so liebliche Dinge geschrieben hat. Drei Tage bleibt er in Parma, und kann sich kaum von seinem theuren Petrarka losreissen. Viele Leute liefen zu diesen seltenen Scenen herbey, und in Vieler Gegenwart sagte er einst zu dem Dichter: ich fürchte, Euch beschwerlich zu fallen; aber ich kann mich nicht satt an Euch sehen, und ihr müfst mich wohl ein Vergnügen geniessen lassen, das mich eine so lange Reise kostet. Bei dem Worte Sehen lachten die Umstehenden zusammen; aber der blinde Greis fuhr

fort: ich rufe Euch, geliebter Petrarka, zum Zeugen auf, ob es wahr ist, dafs ich blind, wie ich bin, Euch doch weit besser sehe, als alle diese Leute, die Euch mit zwei Augen anschauen! — Alle wurden stumm. Azzo da Coreggio begleitete den guten Alten ehrenvoll nach Hause, und beschenkte ihn reichlich *).

Eine ähnliche Geschichte erzählt Petrarka in einem andern Briefe. In Bergamo lebte ein Goldschmid, Namens Arrigo Capra, ein sehr gescheidter Kopf, welcher aber seine Jugend mehr in der Werkstätte, als unter Büchern zugebracht hatte. Diesem Manne fiel es auf einmal ein, ein Gelehrter zu werden, und er vertiefte sich ganz in die Studien. Besonders bewunderte er die Schriften von Petrarka, und war sehr begierig, ihn kennen zu lernen. Er gieng defshalb nach Mailand, wo sich dieser dazumal be-

*) Senil. XV. ep. 7.

fand, und wurde sehr gut von ihm aufge-
nommen, welches ihn dermassen erfreute,
dafs er fast ausser sich war. Nach seiner
Zurükkehr in seine Vaterstadt verwendete
er viel Geld darauf, eine Abschrift von
Petrarka's sämmtlichen Werken zu besizen,
sein ganzes Haus mit Bildnissen von ihm
auszuzieren, und schlofs, gegen des Dichters
Rath, seine Bude, um sich ganz den Wis-
senschaften zu wiedmen. Damit war er
aber noch nicht zufrieden; er wollte den
angebeteten Mann einmal in seinem Hause
bewirthen, und liefs nicht an ihm nach,
bis er versprach, ihn zu besuchen. Der
13te Oktober 1358 war der glüklichste Tag
in Capra's Leben. Petrarka kam, und er
gieng ihm mit einer auserlesenen Gesell-
schaft von gelehrten Männern entgegen. Als
er in Bergamo ankam, erwies ihm die
Obrigkeit und die ganze Stadt die ausge-
zeichnetste Ehre, und man bat ihn, entwe-

der in dem Gemeindepalast, oder in einem der ersten Häuser seine Wohnung zu nehmen. Alle baten sich diesen Vorzug aus, und der arme Capra fürchtete schon, Petrarka möchte einen glänzenden Palast dem Hause des Goldschmieds vorziehen. Aber dieser blieb ihm treu, und stieg in seiner Wohnung ab, welche übrigens mit fürstlicher Pracht ausgeschmükt war. Das Zimmer, worin der Dichter schlafen sollte, war mit Seide überzogen, das Bette über und über mit Gold besezt, und Capra schwur, es hätte noch Niemand darin geschlafen, und Niemand sollte auch nach ihm darin schlafen dürfen. Eben so glänzend war der Tisch, und Petrarka fand auch seine Bibliothek reicher, als die manches Gelehrten. Er blieb hier über Nacht, und Capra war so vergnügt, dafs seine Leute glaubten, er sey närrisch geworden. Den andern Tag verliefs Petrarka Bergamo wieder, und wurde

von den Ersten der Stadt und von allen Behörden ein gutes Stük Wegs begleitet.

Den Goldschmied Capra mufste man beinahe mit Gewalt von ihm losreissen *).

Die hohe Verehrung, in welcher Petrarka bei seinen Zeitgenossen stand, erwekte ihm viele Neider und viele Nachahmer. Von den ersten giebt er selbst Nachricht, indem er behauptet, dafs ihm am Tage seiner Krönung auf dem Kapitol zu Rom Sublimat auf das Haupt gegossen worden, wodurch er die Haare verlohren. Von den leztern spricht er in einem Briefe, welchen Sade beibringt **).

„Nie, schreibt er, war das Horazische:

Scribimus indocti doctique poemata passim.

wahrer, als jezt. Es ist ein trauriger Trost, Genossen zu haben, und ich möchte lieber

*) Aus einem Brief des Petrarka, der sich aber nur in der Genfer Ausgabe von 1601 befindet.

**) Sade mémoires, T. 3. p. 243.

allein seyn. Mein eigenes und Anderer Unglük drängt mich, ich kann kaum zu Athem kommen. Jeden Tag regnen mir von allen Winkeln Italiens Verse auf den Rüken. Aber nicht genug damit; auch aus Deutschland, Frankreich, England und Griechenland kommen sie mir zu. Womit, glaubst du, dafs sich jezt unsre Aerzte und Rechtsgelehrten beschäftigen? Sie kennen weder Justinian noch Aeskulap mehr. Taub gegen die Stimmen der Processirenden und Kranken, wollen sie von nichts mehr, als von Virgil und Homer sprechen hören. Aber, was sag' ich? Selbst Landleute, Handwerker werfen ihr Geräthe aus der Hand, um sich mit Apoll und den Musen zu unterhalten. — Ich fürchte durch mein Beispiel zu dieser Thorheit beigetragen zu haben. Man sagt, der Lorbeer erweke wahrhafte Träume. Aber es ist mir bange, dafs der, welchen ich noch unreif mit zu vieler Gier gepflükt habe, mir und

andern falsche Schlummerbilder gebracht habe."

Torquato Tasso.

Ich kann mich nicht enthalten, Baldinucci'n einen schönen Zug aus Tasso's Leben nachzuerzählen *).

Man hatte in Florenz Tasso's Aminta's aufgeführt. Der Architekt, Bernardo Buontalenti, hatte die Dekorazionen und Maschinerien verfertigt, und diese waren so vortreflich gerathen, dafs sie allgemeines Erstaunen erregten. Man sprach in der ganzen Stadt von nichts, als von Tasso und Buontalenti.

Einige Tage nach der Aufführung ritt lezterer einmal nach Hause. Als er eben im Begriff war, vom Pferde zu steigen, sah er einen Mann von edler Gestalt auf sich zu

*) Baldinucci vite dei più eccell. profess. d. dis. T. 7. p. 46.

reiten, und gleichfalls absteigen. Der Unbekannte näherte sich ihm, und sagte: seid Ihr der Bernardo Buontalenti, von welchem man wegen seiner geistvollen Erfindungen so viel spricht, und der die sinnreichen Maschinerien zu dem, neulich aufgeführten, Stüke des Tasso verfertigt hat?

Ich bin Bernardo Buontalenti, erwiederte der Künstler; aber Eure Höflichkeit und Güte schlägt meine geringen Bemühungen zu hoch an.

Da lächelte Tasso, warf sich ihm um den Hals, und küfste ihn mit den Worten: Ihr seid Bernardo Buontalenti, und ich Torquato Tasso. Lebt wohl, lebt wohl, lieber Freund!

Mit diesen Worten sezte sich Tasso wieder zu Pferde, und ritt weg. Der erstaunte Künstler lief in der Freude seines Herzens sogleich zum Grofsherzog, und brachte ihm die Nachricht, dafs Tasso in Florenz sey.

Dieser gab Befehl, ihn überall aufzusuchen, weil er entschlossen war, den Dichter recht ausgezeichnet zu ehren. Aber er war nicht mehr zu finden. Tasso hatte seine Absicht erreicht, dem Künstler den Tribut der Liebe und Achtung zu bringen, und war schon wieder abgereifst.

Versuch eines georgischen Auf-risses vom Königreich Neapel *).

Wenn man den durch Zannone berechneten, Flächeninhalt des Königreichs Neapel von 30,000 italienischen Meilen auf Moggia **) reduziert, und 1012 2/5 Mo. für Eine

*) Hierbei ist, ausser den Werken des Galanti, Delfico u. a. besonders das Werk des Paters: Onorati, (delle Cose rustiche. Napoli 1803. — Fünf Bände in 8.) benuzt worden.

**) Ein Moggio (in der Mehrzahl Moggia.) ist ein Quadratfeld, dessen jede Seite 30 Schritte, oder 220 Palmi enthält. Der ganze Flächeninhalt davon ist somit 900 Quadratschritte, oder 48,400 Quadratpalme. Indefs ist zu bemerken, dafs der Moggio nicht im ganzen Königreich das Flächenmaas ist. In Apulien z. B. rechnet man nach der Versura, welche 4 neapolitanische

Meile annimmt, so ergiebt sich damit die Zahl von 23,360,500 Mo. Nimmt man sodann den Stand der Bevölkerung, wie ihn die Regierung für das Jahr 1802 bekannt gemacht hat, zu 4,963,502 Seelen, so kommt auf die Quadratmeile die Zahl von 164 Bewohnern. Jeder von diesen bedarf des Jahrs 5 Tomola's *) Weizen, welche mit etwa 4 Millionen T. Aussaat, eine Produktion von ungefähr 29 Millionen Tom. erfodern. Nun nimmt man an, dafs eine sparsame Aerndte den Vorrath für zwei, und eine reichliche für drei abwirft, so wäre denn der jährliche Getraideertrag im ganzen Königreich in schlechten Jahren zu 58 Millionen Tom. in Moggia's enthält; in der Provinz Trani nach der Vigna, welche = 1 3/7 Moggia; in Calabrien, in den Abbruzzo's u. a. Provinzen nach Tomolo's oder Tomolata's, die 1200 Quadratschritte ausmachen.

*) Ein Tomolo (in der Mehrzahl Tomola) ist ein Raum von 3 Cubikpalmen.

guten aber zu 78 Mill. T. und im Durchschnitt jedes Jahr zu 65 Mill. T. berechnet.

Ehe wir zum landwirthschaftlichen Zustand der einzelnen Provinzen übergehen, wollen wir noch eine Tabelle über diese vorausschiken, in welcher der Flächeninhalt jeder Provinz, mit dem Bevölkerungszustand auf jeder einzelnen Quadratmeile, und dann überhaupt angegeben ist. Sie gründet sich auf die Seelenzahl von 1790 — 92, wo sie zu 4,855,200 angegeben wurde, und von der neusten Angabe von 4,984,639, so wie von der von 1802 von 4,963,502 immer noch merkwürdig genug verschieden ist, bei dem Detail der einzelnen Provinzen aber doch wenig Unterschied macht.

Provinzen.	Quadratmeilen	Moggiaides.	Bewohner auf jeder Quadratmeile.	Seelenzahl überhaupt.
Terra di Lavoro mit der Stadt Neapel u. den Inseln.	1,792	1,813,863	737	1,308,100
Salerno,	1,780	1,802,828	271	482,285
Lucera,	3,645	3,599,571	97 *)	444,675
Matera,	2,342	2,370,573	154	361,418
Trani,	1,266	1,282,446	234	289,675
Cosenza,	2,595	2,626,659	147	344,713
Catanzaro,	2,535	2,565,927	161	408,522
Lecce,	1,988	2,012,255	147	292,172
Montefusco,	1,205	1,219,800	279	335,915
Aquila,	1,657	1,678,326	137	227,083
Teramo,	852	862,495	178	151,366
Chieti, **)	1,447	1,465,756	144	209,270
				4,855,194

*) Zu Lucera wird auch das sogenannte Sannio, oder Cantado di Molise gerechnet, in welchem die Verhältnisse verschieden sind. Hier sind sie in den Zahlbestimmungen aber nicht getrennt; nur ist die Bevölkerung nach Meilen bei beiden Provinzen einzeln zu bestimmen, indem im Sannio auf jede 203 Köpfe zu rechnen sind.

**) Durch die verschiedenen Namen, welche die Provinzen führen, wird man

Aus der so ungleichen Anzahl der Bewohner in den verschiedenen Provinzen ergiebt sich die Bemerkung von selbst, dafs diese in Rüksicht auf Boden, Anbau u. dergl. äusserst leicht irre geführt. Ich will daher in folgender Tabell alle Benennungen anführen.

Terra di Lavoro, oder Terralavoro, auch Carapania.
Salerno, oder Principato citra.
Lucera, oder Capitanata, worin auch das Contado Molise, sonst il Sannio.
Matera, oder Basilicata.
Trani, oder Terra di Bari.
Cosenza, oder Calabria citra.
Catanzaro, oder Calabria ultra.
Lecce, oder Terra d'Otranto.
Montefusco, oder Principato ultra.
Aquila, oder Abbruzzo ultra, il primo.
Teramo, oder Abbruzzo ultra, il secondo.
Chieti, oder Abbruzzo citra.

verschieden sein müssen. Wir wollen sie daher einzeln nach der Reihe durchgehen.

Die Terra di Lavoro, welche auf einem Raum von 1792 italien. Quadratmeilen 1,308,100 Menschen nährt, ist offenbar der bevölkertste, und lachendste Flek des Erdbodens. Der vierte Theil dieser Provinz ist gebirgigt; die übrigen aber sind herrliche, fruchtbare Ebenen. In der Gegend von Acerra, Casal Principe, Mondragone und Avella sind trefliche Waldungen, meist von Kastanienholz. Der Garigliano, Volturno, Clanio und Saone bewässern das Land, und nähren gute Fische. In mehrern Gegenden wird der Erde Alles abgewonnen, was sie nur immer zu leisten vermag, und gewöhnlich nach der Kornerndte noch türkischer Weizen und Bohnen gepflanzt. Die schönsten Striche ziehen sich von Neapel aus nach Capua, nach Caserta, Sarno und Scafati, wo die Bevölkerung auch noch das Produktionsvermögen des Bodens

übertrift. Nicht so gut angebaut sind die Gegenden von Sora, Fondi, Rocca Guglielma und andern Orten, und sie ist am lezten wohl am allerschwersten, wie diefs aus den Miethpreisen hervorgeht, die ich später anführen werde. Indefs vermögen diese fruchtbaren Ländereien ihre vielen Bewohner doch nicht zu ernähren, und reicht besonders alles Getreide und Oel, welches sie hervorbringen, nicht für das jährliche Bedürfnifs zu. Die Stadt Neapel allein zehrt jedes Jahr gegen 2,200,000 Tomolo's von ersterem auf, und die weit vortheilhaftere Benuzung des Bodens durch Gemüse u. dergl. hindert natürlich den Kornbau an manchen Orten. Auch sind Fruchtbarkeit und Fleifs nicht überall gleich grofs, und müssen manche Gegenden durch Mangel an Bewässerung gegen andere zurükbleiben, welche diesen Vortheil geniessen. Indefs bringen die Gegenden von Aversa, Capua, Sessa, Carinola, und Mondragone

am meisten Getreide hervor. Neben diesem wird überall türkischer Weizen gepflanzt, welcher den niedrigen Volksklassen die Kartoffeln des Nordens ersezt. Nicht so fleissig wird der Oelbau betrieben, und viele Hügel und Berge, die ihn so sehr begünstigen würden, stehen noch nakt und ungenüzt da. Am meisten wird indefs das Oel von Livardi, Venafro, Tiano, Sessa und Gaëta gerühmt. Von den Weinen bringt die Terralavoro mancherlei Arten hervor, welche an Güte und Preis höchst verschieden sind. Für die vorzüglichsten galten die von Piedimonte, Posilipo, Gaëta, Monte Procida und der Lagrima des Vesuvs. Von lezterem nennt man den von der Masseria di Salzano als den ersten, den von Pagliarella als den zweiten, und zahlt für den Carro (24 Barili) von jenem 90 Duc. und von diesem 80 Duc. In gleichem Preise steht auch der sogenannte Lambiccato, ein süsser, ungegohrner Wein, mit welchem

man gewöhnlich andre, zu saure, Weine verbessert. Neben diesen drei Hauptprodukten finden sich dann noch viele Frucht- und Gemüsegattungen, welche mit ausserordentlichem Fleisse gepflanzt werden, und, je näher gegen die Hauptstadt, desto reichlicher wuchern.

Sehr verschieden ist darum auch der Ertrag, und sind es somit die Pachtpreise. In der Gegend von Aversa trägt das Getreide 12-, der türkische Weizen 40fältig; in Capua lezterer nur 35fältig. In Torre della Nunziata die Bohnen 20fältig, das türkische Korn 40fältig, das Getreide 17fältig, und alle diese Pflanzen bezahlen sich dort so reichlich, weil die Bewässerung sehr gut, und des Baumwerks wenig auf den Feldern ist *). Am meisten bringen, wie schon be-

*) Diefs ist überhaupt ein Schaden für die meisten Felder, dafs man noch Ulmen pflanzt, an welchen Reben emporranken.

merkt, die Felder ein, welche mit Gartenfrüchten bepflanzt sind. Ein Moggio Lands, der mit Artischoken (3000 Pflanzen auf den Moggio) besezt ist, trägt jährlich 100 Duc., und einer mit blossen Sämereien, welche natürlich weit mehr Kultur brauchen, wird auf 200—300 Duc. getrieben. Ein Feigenbaum am Posilipo wirft seinem Besizer sogar 3—4 Duc. ab.

Am höchsten sind natürlich die Pachtpreise in der Nähe der Hauptstadt. Ein Moggio Landes zu Gartenfrüchten (a orto) wird zu 60 Duc. jährlich vermiethet, bei Torre dell' Annunziata aber nur zu 40 Duc. Ein gewöhnliches Feld bringt an lezterem Ort

Man hat daher auch das Sprüchwort: chi vuol vino, non ha grano, (wer Wein will, hat kein Korn) befolgt es aber, wie es mit den meisten guten Vorschriften geht, nicht, sondern ist zufrieden, schlechten Wein, und wenig Korn zu bekommen.

15—20 Duc., in der Gegend von Aversa 20—26 Duc., und in Rocca Guglielma, aus Mangel an Arbeitern, nur 1 1/2 Duc. Pachtzins ein.

Weit nicht so gut angebaut, und darum auch nicht so ergiebig und so bevölkert ist das Principato citra, oder die Provinz von Salerno, ob die Natur gleich alles gethan hat, was der Mensch wünschen kann. Die schöne Ebene von Nocera de' Pagani, welche zehn Meilen lang ist, und die grosse von Evoli, die kleinere von Vallo die Diano, sind nebst mehreren andern äusserst fruchtbar. Das übrige Land besteht in Gebirgen, aus welchen sich die Flüsse Sarno, Picentino, Tusciano, Sele, Calore, Tanagro, Alento u. a. hervorwinden, und entweder in die drei Seen, von Spineto, Palo und Maurno, oder in das Meer sich ergiessen. Das beste Getreide wächst in der Gegend von Laviano, Palo, Buccino, S. Gregorio und Valva. Un-

ter den Weinen werden die von Capri, Gragnano, Sarno, Auletta, Albanello, Castel S. Lorenzo, und vom ganzen Cilento gerühmt. Das leztere, so wie Sarno, die Serre, Contussi und Campagna bringen gutes Oel hervor, und alle andre Pflanzen gedeihen, je nach dem Fleifs des Bebauers.

Dieser ist aber, ausser den Gegenden von Nocera, Sarno, Gragnano, Montoro und Sanseverino, nicht grofs, und es ist wenig gesagt, wenn man behauptet, dafs diese ganze Provinz das Doppelte von dem leisten könnte, was sie heutzutage leistet. Die Verschiedenheit erkennt sich schon aus den Pachtpreisen. Denn, wenn man in Nocera für den Moggio Landes jährlich 15—40 Duc. Pacht bezahlt, so beträgt er in Salerno nur 2—5 Duc., und an andern Orten noch weniger. Ein sehr grosser Theil des Landes besteht aus ungebautem Lande, sogenannten Difese, welche nur zur Weide angewendet werden.

Und dennoch sind die 16,000 Stük Viehs, welche die 40,000 Tomola's Land, die der Stadt Evoli gehören, einnehmen, nur von geringem Nuzen in Vergleich mit dem, was das Land bei sorgfältigem Anbau tragen würde. Natürlich ist dieses gar nicht möglich, so lange das meiste durch fremde Arbeiter aus Calabrien, Lukanien, Terra di Lavoro und den Abruzzo's geschieht, wie in dieser Provinz der Fall ist. Zu bemerken ist noch der Reisbau von Salerno, welcher jährlich ungefähr 8,000 Cantava's, zu 57,000 Duc. angeschlagen, betragen mag.

Eine der vernachlässigtesten Provinzen des Königreichs Neapel ist die von Matera. Hier begegnet dem Wanderer wenig andres, als ganz unangebautes, oder schlecht bebautes Land. Die Strassen sind fast unbrauchbar, und die Flüsse ziehen sich ungebändigt, und somit zerstörend, durch das Land. Zwischen den verschiedenen Gebirgsketten ziehen sich

die Thäler von Marsico, Venosa, und die Ebene von Tarent. In diesen strömen die Flüsse Acri, Siri, Basento und Trecchina. Auch zählt die Provinz vier Seen, welche reich an Fischen sind. Der Boden ist thonartig, man denkt aber nirgends daran, ihn durch Sand zu verbessern. Der Ertrag ist daher auch sehr gering, und der Tomolo Landes wird gewöhnlich für Einen Tomolo Getreides verpachtet, und dieses bringt die Aussaat 4 — 10fältig wieder. Am besten gedeiht das Getreide an den Küsten des jonischen Meeres, wo viel Gerste und Hafer gebaut wird. Auch rühmt man die Weine von Tursi, Montalbano, Pisticci, Ferrandina, Chiaramonte, Melfi u. s. w. Ausser den gewöhnlichen Produkten des südlichen Italiens ist in dieser Provinz der Bau der Baumwollenpflanze anzuführen, welcher in der Gegend des Meerbusens von Taranto getrieben wird, und den Landmann am reichlichsten

belohnt. Ein Tomolo Landes, welches bewässert werden kann, wird damit auf einen jährlichen Ertrag von 10 — 80 Duc. getrieben. Ueberhaupt aber wird der Akerbau im höchsten Grade vernachlässigt, und verderben sich die Bewohner sogar durch zu starke Aussaat ihre Erndte. Die Bauernhäuser sind zu weit von den Feldern entfernt, und daher die Aufsicht schlecht. Die Baumzucht ist weit zurük, und der Oelbau im Verhältnifs zu den Kräften des Landes unbedeutend. Am einträglichsten ist die Verfertigung des Lakrizensafts in Policoro und S. Basilio. Auch beschäftigt man sich mit Seiden- und Tobakbau; aber alles wird nicht in dem Umfang getrieben, welchen die vielen natürlichen Vortheile des Landes gestatten, und die Provinz befindet sich im Ganzen in einem elenden Zustande.

Das Nemliche gilt auch von der Provinz Cosenza. Die Hauptebene in derselben ist

das lange Thal, welches von der Stadt Cosenza seinen Namen hat; aber ausser diesem befinden sich auf und zwischen den Gebirgen noch grosse Plänen. Unter der genannten Stadt vereinigen sich die Flüsse Crate und Savuto, nachdem sie vorher den Sibari aufgenommen haben. Die Bevölkerung ist in den verschiedenen Gegenden auch verschieden, und es hängt, wie immer, davon der Grad der Benuzung des Bodens ab. In der Nähe von Cosenza, wo es an Menschen nicht fehlt, wird daher der Tomolo Land für die Hälfte des Ertrags, oder für 7 Duc. verpachtet, statt dafs in andern Gegenden der Pachtzins nur in Einem Tomolo Getreide, und noch weniger, besteht. Eben so verschieden ist der Ertrag des Bodens, welcher an einigen Orten 12fältig, an andern nur 5fältig die Aussaat wieder erstattet. Alle Produkte dieser Provinz sind vortreflich, und die Weine von Diamante, Cirelle, Castrovillari u. s. w. sehr

geschäzt. Auch das Oel von Amantea, Corigliano, Altomonte u. a. O. ist vorzüglich. Seide wird überall gebaut, und in den Gegenden an den östlichen Ufern Manna gesammelt.

Das schrekliche Erdbeben, welches die Provinz Catanzaro heimgesucht hat, kostete sie 30,000 Menschen, und dieſs ist ein grosser Verlust für ein Land, wo dem fruchtbarsten Boden nur die Hände fehlen, um ihm selbst das abzugewinnen, was der Mensch nur zu seinem Ueberflusse bedarf. Alles, was diese Provinz hervorbringt, ist ganz vorzüglich. Ausser dem Getreide und den treflichen Gartenfrüchten verdienen besonders die Weine von Geraci — und hier hauptsächlich der sogenannte Greco — von der Contessa, von Villa S. Giovanni, Montelione, S. Eufemia, Rosarno, Tropea und den Ufergegenden von Pizzo ausgezeichnet zu werden. Gleiche Ehre gebührt dem Oel von Sinopoli, und seiner

Umgegend, von Catanzaro, Bovi und der sogenannten Piana, dem Mittelpunkt der fürchterlichen Erderschütterungen Calabriens. Die Seide von Reggio ist die beste im ganzen südlichen Italien. Der Pachtpreis für einen Tomolo Landes, wo die Brach eingeführt ist, beträgt 1 bis 1 1/2 Tomolo Getreides, und oft den vierten Theil des Ertrags.

Durch grössere landwirthschaftliche Industrie zeichnet sich die Provinz von Lecce aus. Die Ländereien liegen da, je nach ihrem einzelnen Bedürfnifs, alle zwei, drei, vier, fünf und sogar oft sieben Jahre brach, und der Boden wird sonst mit vieler Sorgfalt behandelt. Er giebt die Aussaat gewöhnlich 9—10fältig wieder. Neben dem Getreide darf man das Oel als Hauptprodukt ansehn, ob es gleich gewöhnlich nicht sehr vorzüglich ist; doch besizt es die seltene Eigenschaft, durch das Alter besser zu werden. So zeichnet sich auch der Wein vom Capo di Lecce

durch den Vorzug aus, dafs er durch den Transport zur See eine Zartheit und einen Wohlgeschmak gewinnt, welcher ihn neben die besten Weine stellt. Die viele Baumwolle, die gewonnen wird, verarbeitet man meistens im Lande selbst, und dieser Industriezweig beschäftigt besonders die Weiber, welche in dieser Provinz fleissiger sind, als in jeder andern des Königreichs, und gewöhnlich die Hauptstüze der Familien ausmachen. Auch an Honig ist grosser Ueberflufs; doch liesse sich für diesen Zweig, so wie in ganz Italien, auch hier noch vieles thun, indem bei allen Vortheilen des Klima's und Bodens doch an Honig, und besonders an Wachs, weit nicht so viel gewonnen wird, als das Land verbraucht.

Am weitesten, nach der Terra di Lavoro, wird die Landwirthschaft in der Provinz von Trani getrieben. Sie ist fast ganz eben, hat beinahe durchgängig Kalkboden, und nur

den einzigen Flufs Offanto. Im Durchschnitt wird die Vigna (ungefähr 1 3/7 Moggia) von 2—8 Duc. verpachtet. Am meisten Getreide in den Gegenden von Andria, Canosa, Altamura, Gravina und Minervino. Die besten Weine sind der Muskat von Trani, der sogenannte Zagarese von Bitonto, und der weisse Wein von Terlizzi. Das Oel ist sehr mittelmässig. Am häufigsten unter den Fruchtbäumen sind die Mandeln, und man behauptet, dafs der, zulezt genannte, Ort allein jedes Jahr für 30,000 Duc. davon verkaufte.

Die fruchtbarste, aber auch die entvölkertste, und am schlechtesten behaute, Provinz des Königreichs ist die von Lucera. Ihre herrlichen Ebenen sind entweder elend angebaut, oder werden wenigstens nur zur Weide, besonders von Schafen, benuzt. Die konstitutionellen Verhältnisse sind hier so unglüklich, dafs das Land, ohne eine gänzliche Umgestaltung derselben, unmöglich ge-

deihen kann. Der gröste Theil des Landes mufs für das Vieh liegen bleiben; die Baumzucht ist ganz erbärmlich, und die wenigen Fleke, wo gebaut werden kann, beweisen es sattsam genug, wie viel in den übrigen vernachlässiget wird. So rühmt man die Weine von Vico Garganico, S. Giovanni Rotondo, Deliceto und Manfredonia; das Oel von Viesti und Monte Santangelo, und andre Produkte.

Ungleich besser daran ist das Sannio, wie sich aus seiner Bevölkerung, von 203 Köpfen auf Einer Quadratmeile, ergiebt. Ein Tomolo Landes wird da für Einen und auch zwei Tomola's Getreide verpachtet. Alle drei Jahre liegt der Boden brach, und in einigen Gegenden alle zwei. Man baut beinahe gar nichts, als Weizen, Gerste, Roggen und weniges türkisches Korn.

Nach der Terra di Lavoro ist das Montefusco die bevölkertste Provinz; denn es nährt auf jeder Quadratmeile 279 Menschen. Die

Hauptebenen sind die von Serino und Bonevento; die vorzüglichsten Flüsse der Offanto, Sabbato und Calore. In Avellino, wo der Landbau so weit getrieben ist, als in der Terra di Lavoro, wird Ein Tomolo Landes zu 5—6 Duc., und, wenn er mit Reben oder Nufsbäumen bepflanzt ist, zu 15 — 18 Duc. verpachtet. Kann man ihn vollends wässern, und zu Gartenfrüchten gebrauchen, so steigt der Miethzins bis auf 30 und 40 Duc. In andern Gegenden der Provinz ist diefs freilich nicht der Fall, und der Tomolo wird in der Nähe von Bisaccia, Nusco, Conza, Ariano u. s. w. nur auf 3 Duc. getrieben. Der Wein von Tufo, S. Angelo, Summonte, S. Felice, Montesarchio u. s. w., und das Oel von Fontanarosa, Mirabella und Ariano werden gerühmt. An Kastanien, und besonders an Nüssen, ist gröster Ueberfluſs; auch wird Seide, Hanf und Flachs gebaut, und vieles Honig gewonnen.

Nicht sehr fruchtbar ist die Provinz von Chieti. Das Getreide ersezt die Aussaat nur doppelt und bis sechsfältig. Die Weine sind alle gekocht, und die geschäztesten unter ihnen, die von Bucchianico, Ripa und Chieti. für das befste Oel gilt das von Francavilla, den drei oben genannten Orten, Villemagna, Lanciano u. s. w. Seide wird fast überall gebaut, und die von Caramanica für die vorzüglichste gehalten. Im Ganzen liegt der Akerbau sehr darnieder, und wäre auch die Viehzucht einer grössern Ausdehnung fähig.

Beides gilt auch von der Provinz Aquila. Sie ist gröfstentheils gebirgigt, und die Viehzucht ein Hauptgeschäft ihrer Bewohner. Diese sind sehr fleissig, und verwenden grössere Sorgfalt auf ihren Boden, als manche andre, ob gleich noch weit mehr geschehen könnte. Der Wein wird meist gekocht, weil die Trauben selten reifen, indem die Berge den gröfsten Theil des Jahrs mit Schnee

bedekt sind. Was diese Provinz auszeichnet, ist der Safranbau in der Nähe des Sees von Fucine, welcher durch die Aufhebung der, sonst auf ihm lastenden, Abgaben äusserst in die Höhe gekommen ist. Der Safran dieser Gegenden wird dem französischen österreichischen vorgezogen, und sehr gut bezahlt.

Ueber den Zustand der Provinz von Teramo will ich die Worte eines Bewohners desselben hersezen *), welche auch sonst merkwürdige Aeusserungen in Bezug auf den Kirchenstaat enthalten. „Obgleich unser Boden und unser Clima alle Arten von Getreide, den Oelbaum, den Wein und Seidenbau, alle Fruchtbäume, die Anpflanzung des Hanfs, Flachses, Tabaks, der Baumwollenstaude u. s. w. begünstigen, und auf unsern

*) Nardi, Saggj su l'Agricoltura, Arti e Commercio della Provincia di Teramo. ivi. 1789. 8.

Bergen Mandeln, Nüsse, Castanien, Eichen, Tannen und Buchenbäume aufs beste fortkommen, wird der Landbau darum in unsrer Provinz mit Liebe und Fleifs getrieben? Der wilde Naturzustand des Bodens, die Himbeeren, Dornen, der Ginster, Holunder und das Farrenkraut, welche ihn bedeken, und die ungeregelten Betten der Flüsse, die so viele Tausend Aker Landes verwüsten, beweisen sattsam, in welchem Zustand sich der Akerbau befindet. Es giebt bei uns viele Eigenthümer von 400 — 500 Moggia's Land, welche davon kaum ihre Familien zu ernähren vermögen. Der Landbau ist aufs tiefste bei uns gesunken, und was dafür geschieht, ist mehr Werk des Zufalls und Instinkts, als der Kunst und Industrie. Nicht so bei unsern Nachbarn im Kirchenstaate. Wer dort zwei, drei Morgen Felds besizt, heifst ein beglükter Landmann. Damit bestreitet er alle Bedürfnisse seiner Familie, baut ein

Haus, legt Gehölz an, und ist seines Lebens froh. Alles ist im Kirchenstaat, in Vergleich mit uns, verbessert worden. Ihr Boden, ihr Geräthe, ihre Art zu düngen, ihre Saaten, ihre Aerndten, alles ist himmelweit von den unsrigen verschieden. Und wir sind so blind, dafs, während wir ihre heiligen Orte besuchen, und sie mit unsern Almosen bereichern, wir ihr Beispiel, das Land zu bauen, nicht benuzen."

Diese Schilderung pafst mit einigen Ausnahmen auf die meisten Provinzen des Königreichs von Neapel. Dem ungeachtet ist ihr Ertrag ausserordentlich, und die Provinz Teramo führt doch jedes Jahr gegen 50,000 Moggia Getreide, 10,000 Salme Weins und Essig, 40,000 Metro's Oel, 10,000 Pfund Weinstein, 30,000 Pfund Wolle, 2000 Stük Schweine, 200 Ochsen, und eine Menge sonstiger Produkte aus.

Nur diese Angabe über eine einzige, von

der Natur nicht am glüklichsten begünstigte, Provinz beweifst, welch reiche Quellen von Wohlstand in diesem Lande fliessen, und wie viele, noch weit ergiebigere, eröffnet werden könnten, wenn die Nazion einmal zu einem würdigen Selbstgefühl, und einer deutlichen Erkenntnifs der vielen Vortheile, die ihnen die Natur zugestanden, erwachen könnte!

Bruchstüke über neapolitanische Sprache und Poesie.

I. Sprache.

Der wizige Abate Galiani möchte der neapolitanischen Mundart gerne den Vorrang vor allen ihren italienischen Schwestern zueignen. Unter andern Gründen für dieselbe führt er die grössere Leichtigkeit und Geschmeidigkeit an, mit welcher sie sich der Musik anpafst, und giebt daher ein bekanntes, von Piccini geseztes, Duett zuerst im Dialekt seines Vaterlandes, und dann im rein Italienischen. Im ersten lautet es so:

Vado a votà la rota,
Vado a trovà l'amice,
Venite quacche vota,
Veniteme a trovà.

Im zweiten aber:

Vado a voltar la ruota;

Vado a trovar gli amici;

Venite qualche volta;

Venitemi a trovar.

Bei Gott, ruft er aus, dieses Italienisch klingt ja, mit dem Neapolitanischen verglichen, wie Illyrisch oder Deutsch!

Bei einem wizigen Kopfe, wie Galiani war, darf man dergleichen Urtheile freilich nicht so genau nehmen, und wir wollen es ihm gerne verzeihen, wenn er unsere Sprache neben die Illyrische sezt. Aber ihm, und vielen seiner Landsleute ist es ganz Ernst, wenn sie das Horazische

Grajis ingenium, Grajis dedit ore rotundo

Musa loqui . . . . .

solz auf ihre vaterländische Mundart anwenden, welche jedem Volke natürlich immer die beste scheint.

Die Neapolitaner haben ferner den apuli-

schen und neapolitanischen Dialekt, die beinahe nur Einer sind; mit dem alten Dorischen verglichen, welcher ehmals in diesem Lande gesprochen wurde, und durch klaren Ausdruk der Vokalen, und stärkere Consonanten sich eben so unterschied, wie die oben genannten von dem rein Italienischen. Diese vermeiden auch alle Gutturalen und Diphtongen völlig, wodurch sie sich ganz von den Lombarden, Genuesern und Piemontesern unterscheiden. Der stärkste und vollste Schall fällt bei den Neapolitanern auf die Mitte des Worts, und dafs dieses leichter geschehe, unterdrüken sie meist die Anfangsvokalen. Oft lassen sie ganze Sylben weg, um die folgende zu verstärken, und was abgeht, fällt mit vermehrter Kraft auf die Consonanten, die darum auch verdoppelt werden. Lezteres geschieht auch ohne jene Elisionen, wie in ammore, statt amore, arrobare, statt rubare, arro-

ico, statt eroico, musso, statt muso, femmena, statt femina, hommo, statt uomo u. s. w. Manchmal verstärken sie den Anfangsconsonanten, wie in Nnapole, statt Napoli; öfters mildern sie aber auch die Härte wieder, wie in auzare, statt alzare, und ata vota, statt altra volta, und so schweift ihre Aussprache ganz willkührlich einher, dafs ihre Grammatik, sie mögen sagen, was sie wollen, keiner Regel fähig ist, wie auch wirklich die meisten ihrer Schriftsteller in der Orthographie eben so verschieden von einander sind, als die einzelnen Quartiere der Stadt in der Aussprache.

Ein gleiches ist bei den übrigen Sprachregeln der Fall, und der Neapolitaner, welcher selten redet, wenn er nicht im Innern sehr bewegt ist, sey es von Freude oder Trauer, Liebe oder Hafs, kennt keine mehr im leidenschaftlichen Zustand; Alles ist dann

bei ihm im Aufruhr. Die Worte thürmen sich auf seiner Zunge, die kühnsten Metaphern schwellen hervor, und die Rede steigt verwegen auf, wie die des orientalischen Propheten. Hierzu bedarf er seiner Sprache, und keiner andern; diese scheuet den Zwang, wie er, und wenn der furor verba ministrat, so verwandelt sich der Geist derselben so abenteuerlich, als seine Fantasie und sein Wille.

Die Neapolitanischen Gelehrten haben sich viele Mühe gegeben, den Stammbaum ihrer Sprache zu verfertigen. Allein ein solches Geschäft ist eben so leicht, als den Stammbaum einer ganzen Nazion zu finden, und was nur bei einzelnen Geschlechtern gelingt, gelingt zuweilen auch bei einzelnen Worten. Ob es gleich in die Augen fällt, dafs die Basis ihrer Sprache die lateinische ist, so hat es ihnen doch immer besser gefallen, sie im phönicischen und andern ähnlichen

Sprachen zu finden *), und manchmal glükte es ihnen eben so gut, als Menage mit dem

*) Noch heutzutag findet man im neapolitanischen Dialekt viele Worte eben so gut aus den alten, als neuern Sprachen. Ich will einige anführen. Sarchiopio, Stük Fleisch mit zwei Augen, und Sarcone, mit derselben Bedeutung, und der metaphorischen ein Mensch, wie es Galiani erklärte, dem die Natur aus Geiz, statt vieren, nur zween Füsse gegeben hat, also ein äusserst dummer Mensch. Von σαρξ und ὠψ. — Scacamarrone, ein Dintenfiek, den die Toskaner un Gesuita nennen. Von κακον μαρρον, also ein Fehler des Griffels. — Scaluorcio, ein Elender an Leib, Seele und Vermögen; von σκαλοψ (der Maulwurf) — Scarfare, am Feuer wärmen, von σκαιφω. — Sciaddeo, ein einfältiger Mensch, abgeleitet von σκια und δεω, ein Schattenfänger. — Sdellomare, die Nieren, überhaupt das Innerste zerbrechen, von σελλομαι, zur See gehen, also etwa an der Seekrankheit leiden. — Smocco, dumm, albern, von σμωκος. — Smorfeja und Smorfia, häfsliche Gestalt, von ἀμορφια. — Sbe-

Wort alfana, das er von equus ableitete, und sich dadurch das schöne Epigramm verdiente:

Alfana vient d'equus sans doute,
Mais il faut convenir aussi,
Qu'en venant de là jusqu'ici
Il a bien changé sur la route.

So viel aber ist gewifs, dafs der neapolitanische Dialekt aus Apulien herstammt. Das älteste geschriebene Denkmal desselben sind einige Fragmente aus den Diurnali des Matteo Spinello von Giovenazzo *) welcher im

durzo, der Schinken, und auch die Ferse, von σπεδοχλιον. — Tubba catubba, wankend, und der Name eines Tanzes des gemeinen Mannes, den die Türken unter dem nemlichen Namen haben sollen; von ὄλοβος καὶ ὄλοβε. — Vastaso, ein Lastträger; von βαστάζω. — Vuolo, ein Nezwurf; von βολος. — Zambaro und Zammaro, ein armer Bauer; von καμμαρος oder σαμβανλος. Und so noch viele andre.

*) Abgedrukt in Muratori scrittori

13ten Jahrhundert gelebt hat, und dessen Sprache beinah unverändert noch die heutige des neapolitanischen Volkes geblieben ist. Das zweite Werk ist die Cronica di Partenope, welche bis auf 1382 geht, fälschlich einem Giovanni Villani zugeschrieben wird, aber wahrscheinlich einen Juristen, Caraſa, zum Verfasser hat. In dieselbe Zeit fällt auch der Brief, welchen Boccacci an Francesko degli Bardi, in neapolitanischer Mundart nach Florenz geschrieben hat. Von Alfons I. an wurde diese aber die Sprache der Edikte und Verordnungen, und die Akten des Parlaments vom Jahr 1442 sind zum erstenmal in derselben abgefafst. Diefs blieb über hundert Jahre so, und hätte der neapolitanischen Mundart wahrscheinlich zu

delle cose d'Italia. Tom. VII. und mit Veränderungen der Mundart und Orthographie im 9. B. von Gravier'l Sammlung der Neapolit. Geschichtschreiber.

hoher Vervollkommung geholfen, wenn die Akademie des Pontanus, aus welcher die besten Köpfe des Landes hervorgiengen, sich an dieselbe gehalten, und ihre Werke darin verfaſst hätten. So blieb sie aber gleichsam nur im Privatgebrauch einiger Kronikenschreiber, welche ihre Schriften natürlich nicht zum öffentlichen Gebrauch verfaſsten, angewendet.

Unter die Herrschaft der Arragonier fallen übrigens die ersten dramatischen Versuche der Neapolitaner in ihrem vaterländischen Dialekte. Wahrscheinlich als Nachahmung der rein-italienischen Farse, welche Sannazar für die Festlichkeiten des Jahrs 1492 verfertigt hatte, dichtete ein gewisser Antonio Caracciolo für den Hof ähnliche Dramen, welche noch in einer Handschrift übrig sind. Auch Sannazar selbst schrieb, durch Caracciolo's glükliches Beispiel aufgemuntert, in der vaterländischen Mundart

eine Farse, lo Gliomero betitelt, welche wahrscheinlich ganz verlohren ist. Bei diesen Versuchen bliebs aber, und während eines ganzen, folgenden Jahrhunderts tönt keine solche vaterländische Stimme mehr, ausser in einigen kleinern Gedichten, welche der Zufall, ohne die Nahmen ihrer Verfasser, auf bewahrt hat.

Von der Art ist z. B.

Vorria, che foss'io ciaola, e che volasse
A sta fenesta a dirte na parola,
Ma non che me mettisse a na gajola.
E tu da dinto subbeto chiammasse,
Viene Marotta mia, deh viene Cola,
Ma non che me mettisse a na gajola.
Ed io venesse, e hommo retornasse,
Comm'era primmo, e te trovasse sola,
Ma non che me mettisse a na gajola.
E po tornasse a lo buon sinno gatta,
Che me ne scesse pe la cataratta,
Ma che na cosa me venesse fatta *).

*) „Ich wollte, dafs ich ein Vögelein

Dieses, und andre ähnliche Gedichte aus jener Zeit werden noch heutzutage gesungen. In den meisten davon ist aber mehr Reim, als Sinn, ob sie gleich ihre Wirkung nicht verfehlen, und die Neapolitaner, wenn sie sie singen, recht munter machen.

Durch die Herrschaft der Spanier, und andre sie begleitende Umstände, verschwand der neapolitanische Dialekt beinah ganz aus schriftlichen Denkmalen. Fast im siebzehn-

> wäre, und flöge an dein Fenster, dir ein Wörtchen zu sagen; aber du dürftest mich nicht in den Keficht steken! Und dafs du dann gleich drinnen riefest: komm, mein Murmelthierchen, komm mein Cala! Aber du dürftest mich nicht in den Keficht steken! Und ich käme dann, und könnte mich gleich wieder in einen Mann verwandeln, und fände dich allein! Aber du dürftest mich nicht in den Keficht steken! Und dann wollt' ich endlich, dafs ich in eine Kaze verwandelt würde, um durch das Kazenloch zu schlüpfen; aber ich müfste nicht umsonst da gewesen seyn!»

ten Jahrhundert gieng ihm, mit Giambattista Basile und Giulio Cesare Cortese, eine neue Periode an, mit welcher eigentlich die Geschichte der ächt neapolitanischen Poesie beginnt.

II. Poesie.

Giovan Battista Basile, Ritter, Graf von Torrone, Pfalzgraf, und Edelmann in Diensten des Herzogs, Ferdinands von Mantua, wählte sich die Mundart seines Vaterlands für verschiedene seiner literarischen Produkte. Unglüklicher Weise bekam er den Einfall, Boccacci's Dekamerone nachzuahmen, welches ihm so schlecht gelungen ist, als es einem Nachahmer nur immer geschehen kann. Sein Pentamerone, oder lo Cunto de li Cunte *) ist ein abgeschmaktes Werk, dem es gänzlich an Erfin-

*) Gedrukt 1644. 1645. 1673. 1674 und wohl noch früher.

dungsgeist, Gelenkigkeit und Wahrscheinlichkeit fehlt. Seine Feengeschichten sind so abenteuerlich, dafs er selbst die Orientalen übertroffen hat, ohne dafs sie darum auch nur Einen ihrer Vorzüge besizen. Sein Styl ist unerträglich weitläufig und gesucht, und wenn die Sonne auf oder niedergeht, so ist es eine wahre Qual, sein Bestreben, diefs originell auszudrüken, mit anzusehn. Die Sonne entläfst, z. B. wie ein Arzt, alle Steme aus dem Hospital des Himmels; und um recht grosse Trauer auszudrüken, fliegt die Seele mit Falkenflug der Wachtel des Schmerzens nach. Diefs sind aber noch nicht alle Fehler des abscheulichen Buchs, wie es der Ab. Galiani, troz aller seiner Verehrung des Vaterländischen, nennt; es ist auch so voll schmuziger Bilder und Gemälde, dafs er ihm die schädlichste Einwirkung auf die Verdorbenheit seiner Nazion zuschreibt, und

zu behaupten wagt: eine teuflische Politik hätte es als das beste Werkzeug angesehen, das Volk in dem Zustand von Stumpfsinn und Erniedrigung zu halten, aus welchem es sich ohne dasselbe vielleicht erhoben hätte.

In seinen Muse napoletane (Egroche di Giannalesio Abattutis, 1635, 1647, 1669 und verschiedene andre Ausgaben) macht er es nicht besser. Es sind neun Dialogen in Versen, welche von Leuten aus den niedrigsten Klassen gehalten werden, und nichts Gutes haben, als etwa die Namen der neun Musen, welche sich übrigens durch diese Ehre nicht sehr geschmeichelt finden dürfen.

Basile's Freund war Giulio Cesare Cortese, welcher in frühern Zeiten am Hofe Ferdinands von Toscana angestellt, und ein, sehr geschäztes, Mitglied der Crusca gewesen ist. In seinen Schriften zeigt er sich als einen glüklichen Kopf, welchem nur das Beispiel Basile's zu oft geschadet hat. Seine verschie-

denen Werke sind ohne Zweifel das beste, was die neapolitanische Literatur in diesem Fache aufzuweisen hat; aber sie sind meistens so ächt vaterländisch, dafs sie nur seinen Landsleuten wahren Genufs geben können. Ausser verschiedenen Episteln hat man folgende Werke von ihm:

La Rosa, Chelleta Posellechesca, in fünf Akten, gedrukt etwa 1621. Es ist dem Pastor fido glüklich nachgebildet, und enthält einzelne vorzügliche Scenen, denen es aber kaum gelingt, so vielen geschraubten Wiz, und schmuzige Darstellung zu verdunkeln.

Micco Passaro nnammorato, ein heroisches Gedicht in zehn Gesängen von Oktaven. Es enthält die Geschichte eines Neapolitaners, der mit den Truppen nach Abruzzo zieht, und dem seine Geliebte aus Liebe bis nach Aquila nachläuft, wo sie Hochzeit machen.

La Vajasseide, fünf Gesänge in Oktaven. Diefs ist das Hauptwerk des Cortese, und wird von den Neapolitanern der Secchia rapita und dem Malmantile, also dem besten, was die Italiener im heroisch-komischen Fache besizen, an die Seite gestellt. Er beschreibt die Sitten und Liebesintriguen der neapolitanischen Dienstmädchen, und hat sein Gedicht mit dem reichsten Wize ausgestattet. Auch ermangelt es der fetten Zweideutigkeiten seines Volks nicht im geringsten, deren es übrigens, um ihm zu gefallen, reichlich bedurfte.

Li travagliuse amure de Ciullo e Perna, ein, nach dem Eustathius und Achilles Tatius ziemlich langweilig zugeschnittener, Roman.

Lo Cerriglio incantato, ein heroisches Gedicht von sieben Gesängen in Oktaven, worin sich Verwandlungen und Zaubereien begegnen, um die Geschichte mehrerer,

in der Stadt Neapel öffentlich aufgestellter, Statuen zu erzählen.

Viaggio de Parnaso, ein allegorisches Gedicht von sieben Gesängen in Oktaven, das sehr glükliche Stellen hat.

Diesen Werken des Cortese, welche sehr oft gedrukt worden sind, folgten verschiedene andre, zum Theil Originalwerke, zum Theil auch Uebersezungen und Parodien nach. Sie sind folgende:

Il pastor fido, in lingua napoletana di Domenico Basile. Nap. 1628. 12. Mehr travestiert, als übersezt; äusserst abgeschmakt und schmuzig, aber reich an vaterländischen Wendungen und Ausdrüken.

La Tiorba a Taccone, de Felippo Sgruttendio di Scafato. Nap. 1646. 8. Eigentlich eine Sammlung von Sonnetten, worunter einige an seine Geliebte Cecca (Francesca) sehr vorzüglich genannt werden. Ich will zur Probe zwei, auf den Tod derselben gedichtete, hersezen.

Mo sì, ca chella secca e sprementata
De morte t' ave annegrecato, o ammore,
E da lo regno tujo lo sciore lo sciore
La sgrata ne sosciaje da la pignata.
Aimene; aimè, co n' ave scervecchiata
La grazia, la bellezza, e lo sbrennore.
Ma fuccia quanto vò, ca da sto core
Nonne la scrastarrà maje ssa cecata.
Sulo na cosa tu morte puoje fere
Pe scacà chillo uomme, e darle tossa,
Stasfortunata vita ncerrecciare.
Ma che? A dispietto tujo into a la fossa
La bella famma soja non ce pò stare:
Tu comm' a cana spollecane l' ossa *).

*) Nun, ja, jezt hat dieser dürre, ausgemergelte Tod dich, o Amor, in Trauer versezt, und aus deinem Reich die schönste Blume weggerissen. Ach, ach; alle Anmuth, Schönheit und Herrlichkeit hat er geraubt; aber thu' er, was er will, er wird sie doch nie aus diesem Herzen reissen. Nur Eines, Tod, kannst du thun, um jenen Namen in ewige Vergessenheit zu versenken, wenn du diefs

* * *

Ah bella Cecca mia, dove si ghiuta,

E comme senza me te l' aje sbignata?

Vi st' arma ca p' asciarete è speruta,

E de venire a te stace allancata.

E si a li Camp' Alise staje seduta,

Recordate de me: n' essere sgrata.

Ma aimè ca si pe Lete si passata,

St' arma da la memorie t' è sfojata.

Vide sto chianto mio comm' è a selluzzo;

Tieneme mente mò, si non te strubba,

E vide ogn' uocchio mio ch' è fatto puzzo.

Ma tu de sse bell' arme co la trubbà

Senza pensare a me, che paro struzzo,

Te staje a piglià spasso, e fà catubba *).

mein unglükliches Leben endest. Aber nein! dir zum Hohn kann ihr schöner Ruhm nie im Grab verschlossen bleiben; nur, wie ein Hund, vermagst du ihr Gebein aus demselben hervorzuscharren."

*) „O Gott, meine schöne Franzeska! wo bist du hingegangen? wie konntest du ohne mich diese Welt verlassen? Meine

Ein sehr mittelmässiger Kopf, aber ziemlich fruchtbarer Schriftsteller ist Giambattista Valentino, der in allen seinen Arbeiten mit schlechtem Erfolge gegen den Luxus und die Sittenverderbnifs seiner Zeit eifert. Seine Schriften sind folgende:

Napole scontrafatto dopo la Peste. Nap. 1665. 8. Ist in Oktaven geschrieben,

Seele verzweifelt, um dich wieder zu finden, und stirbt vor Verlangen, bei dir zu sein. Wenn du in den elysischen Gefilden sizest, so denke an mich, und sei nicht undankbar. Aber, ach, bist du schon über den Lethe gefahren, so ist diese meine Seele dir aus dem Gedächtnifs entflohen. Ach, schau auf meine Klagen, mein Schluchzen; sieh auf mich, wenn es dir nicht beschwerlich ist, und schau, wie jedes meiner Augen zu einem Brunnen geworden ist. Aber du, unter den Chören so vieler schönen Seelen, gedenkest mein nicht, der ich wie ein Straufs geworden bin, ergözest dich und jubelst mit ihnen!»

vielleicht das beste, aber auch das seltenste von ihm.

La mezza cauna, in vier Gesängen Oktaven, und noch heutzutag vom gemeinen Mann viel gelesen.

Lo Vasciello de l'Arbascia. Nap. 1669. 8. Eigentlich eine Vorrede zum vorhergehenden Gedicht.

La Cecala Napoletana, in Oktaven, und eine Vertheidigung der Mezza canna enthaltend.

Lo Commanno d'Apollo, in Stanzen.

La Galleria secreta d'Apollo, gleichfalls in Stanzen.

Von dem Sizilianer, Andrea Perruccio und Fardella sind zwei Gedichte übrig, welche vielleicht das Geistvollste sind, was die neapolitanische Mundart besizt. Das eine ist

L'agnano zeffonnato. Nap. 1678. und behandelt eine neapolitanische Volkssage, welche von einer Stadt erzählt, die an der

Stelle des Agnanischen See's gestanden, und von einer plözlichen Eruption verschlungen worden seyn soll. Das andre ist

La Malatia d'Apollo, ein Idyll, in welchem Apoll durch seinen Aerger über die schlechten Dichter, und das Unglük der Poeten überhaupt sich eine Krankheit zuzieht, welche von dem Erfindungsgeist des Dichters etwas niedrig aufgegriffen worden ist.

Unter die vorzüglichsten Schriftsteller in neapolitanischer Mundart gehört der Bischof Pompeo Sarnelli. Dieser, und nicht Tommaso Perrone, wie Galiani fälschlich behauptet, hat die Posillecheata de Masillo Reppone de Gnanopole. Nap. 1684. geschrieben. Dieses Werk ist eine Nachahmung von Basile's Cunto de li Cunte, eine Sammlung von Novellen, im Geschmak der Araber gedichtet, und auf Boccacci's Weise zusammengereiht. Die Erfindung ist nicht unglüklich, und die Sprache sehr ele-

gant. Die Gesellschaft, in welcher die Mährchen erzählt werden, ist auf dem Posilipo versammelt, welches der Titel der Schrift schon anzeigt.

Der Tasso Napoletano. Nap. 1689. fol. des Gabriele Fasano ist eine sehr mittelmässige Arbeit, unerachtet der Verfasser beinah sein ganzes Leben darauf verwendet hat. Die Uebersezung ist über dem Bestreben, treu zu sein, schleppend geworden, und man wirft der Sprache vor, dafs sie nicht rein genug sei.

Nicht besser ist die Eneide di Virgilio Marone (Nap. 1699.) des Jesuiten, Nicola Stigliola, unter dem verkappten Namen Giancola Sitillo.

Aeusserst mittelmässig sind die Centurie poetiche des Ferdinando Boccosi. Nap. 1714. und die Sporchia de lo bene (Nap. 1716.) des Santo Villano. Desto vorzüglicher hingegen ist

La Ciucceide, opure la Reggia de li Ciucce consarvata Poemma arrojeco. Nap. 1726. Der Verfasser war ein gelehrter und rechtschaffener Advokat, Namens Nicolò Lombardo, der sich bei dieser Arbeit unter der des Arnoldo Colombi verstekt. Der Gegenstand des Werkes ist das Lob der Esel, und dieses mit so viel Wiz und Geschmak durchgeführt, wie man sie vielleicht in keinem andern Werke, als in Capasso's Schriften findet.

Nicolo Capasso starb 1745 in Neapel als erster Professor der Rechte. Seine Gedichte kamen erst nach seinem Tode heraus, und bestehn, ausser verschiedenen Sonnetten, makaronischen Gedichten u. dergl. in einer Travestation der sieben ersten Bücher von Homers Iliade, welche alles übertreffen soll, was irgend eine Nation in diesem Fach besizt.

La Violeida spartuta, tra Buffe e vernacchie pe chi se l'ha meretate. Sehr mittelmässige Sonnette.

La Fuorfece. Nap. 1748. von Biagio Valentino, welcher den nicht sehr beneidenswerthen Ruhm hat, der allerschlechteste Dichter der Neapolitaner zu seyn.

Le Bbinte rotola de lo Valanzone. Nap. 1746. Der Verfasser ist der Advokat Pagano, der durch seine groteske Manier sich zu kleiden und zu deklamieren, seine Freunde durch diese Gedichte sehr gut unterhielt, aber dieses nicht mehr zn thun vermochte, als sie sie gedrukt lesen konnten.

Batracomiomachia d'Omero. Nap. 1747. Gleichfalls von Pagano, und nicht ganz schlecht. Von ihm ist auch

La Fenizia. Nap. 1749. eine Tragikomödie.

Diefs sind ungefähr die vorzüglichsten Werke der schönen Literatur in neapolitani-

schen Mundart. Sie sind beinah alle zusammen wieder gedrukt erschienen in der Collezione di tutti i poëmi in lingua napoletana. Nap. 1789. 28 Bände in 12. Ich habe sie so weitläuftig aufgeführt, dafs Niemand, wer Lust hat, sich mit ihnen zu befassen, alle zu lesen braucht, sondern nur die Vorzüglichern wählen kann.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Rehfues, Philipp Joseph von, 1779-1843

Briefe aus Italien während der Jahre 1801, 1802, 1803, 1804, 1805 mit macherlei Beilagen

Bd.: 4

Zürich (1810)

Ital. 377 m-3/4
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10079327-0